



Abenteuerstorys

Gustave Aimard

Curumilla





Gustave Aimard

# Curumilla

Erster Band

Eine Abenteuergeschichte aus dem Jahr 1861

[www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

Cover © 2014 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2015 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

## **Inhaltsverzeichnis**

Die Zusammenkunft.....	7
Die Botschaft.....	20
Der Spion.....	34
Der Ausbruch .....	50
Der erste Schuss .....	65
Wiedervergeltung.....	81
Guetzalli .....	99
Der Abgesandte.....	111
Dona Angela .....	125
Die Gesandten .....	136
Der Operationsplan .....	148
Vater und Tochter .....	160



## Kapitel 1

### Die Zusammenkunft

Die Jesuiten hatten in Mexiko Missionsdörfer gegründet, um welche es ihnen, mit jener Barmherzigkeit und Standhaftigkeit, welche sie bisher stets ausgezeichnet hat, gelungen war, eine große Anzahl Indianer zu versammeln, denen sie die hauptsächlichsten und edelsten Lehren unserer Religion beibrachten, die sie taufte, unterrichteten und sie anleiteten, den Boden zu bebauen.

Jene Missionsdörfer, die anfangs unbedeutend waren und in weiten Entfernungen voneinander lagen, hatten sich allmählich ausgebreitet. Die Indianer fühlten sich durch die Sanftmut und Leutseligkeit der guten Väter angezogen und scharrten sich unter ihren Schutz. Ohne Zweifel hätten es die Jesuiten dahin gebracht, dass die Mehrzahl der wildesten und grausamsten Indios sich zu ihnen gesellt und sich den Ansprüchen der Zivilisation gefügt und ihr Nomadenleben aufgegeben hätten, wenn nicht die frommen Väter als Opfer der Eifersucht der spanischen Vizekönige, welche sie nicht nur schändlich ausplünderten, sondern auch aus Mexiko verbannten, hätten fallen müssen.

Wir führen den Leser, einen Monat nach den Ereignissen, die wir in einem früheren Werk berichtet haben, in eines jener Missionsdörfer.

Die Mission *de Nuestra Senora de los Angeles* war auf dem rechten Ufer des Rio San Pedro, ungefähr sechzig Meilen von Pitic errichtet worden.

Die Umgebung dieses Dorfes ist von unaussprechlicher

Großartigkeit und Eigentümlichkeit. Die Gegend, welche sich dem Blicke eröffnet, ist von einer so wilden, rauen und imposanten Erhabenheit, dass sie das Herz des Betrachters zugleich mit Schrecken und sanfter Schwermut erfüllt. Steile, himmelhohe düstere Felsen neigen sich, gleich riesenhaften Mauerwerken, deren ungeheure, von tiefen Spalten und gähnenden Abgründen zerrissene Zinnen, auf eine gewaltsame Erderschütterung hinzudeuten scheinen, über das Wasser des Flusses. Inmitten jenes Felsenchaos voll Abgründen und schwindelnden Höhen liegt, am Fuße einer senkrechten, achtzig Klafter hohen Felsenwand, über welche der Fluss wild schäumend mit weithin tönendem Getöse in Gestalt eines breiten Wasserfalles herunterstürzt, in einem reizenden, mit frischem Grün bewachsenem Tal, verborgen und schüchtern, das Missionsdorf, welches von drei Seiten durch hohe Berge eingeschlossen wird, deren nebelhafte Höhen bis in die Wolken ragen.

Leider ist jener liebliche Ort, in dessen grüner Abgeschlossenheit ein Abglanz des verlorenen Eden zu leuchten schien, mit seinem heiteren Leben und stillen Frieden der Ort, von wo aus früh und abends die Töne der frommen Hymnen zugleich mit dem Brausen des Wasserfalles zum Allmächtigen emporstiegen, gegenwärtig ausgestorben und verödet. Die Hütten sind verfallen und verlassen, die Kirche fällt in Trümmer und auf dem Chor wächst das Gras. Die Mitglieder jener friedlichen, einfachen Gemeinde, sind vor den Verfolgern erschrocken in die Wildnis geflüchtet und zu jenem wilden Leben zurückgekehrt, aus welchem sie mit großer Mühe gerissen worden waren. Die



Raubtiere hausen gegenwärtig im Tempel Gottes, und in den verödeten Häusern und dem verfallenen Gemäuer wird nur die Stimme der Einöde laut, und das Unkraut und die Schlinggewächse werden bald auch diese letzten Überreste vernichtet und mit einem grünen Leichentuch bedeckt haben.

Eines Abends, wo der Strom dumpf unter den Platanen rauschte und am wolkenlosen Himmel Tausende von Sternen, die ebenso viele Welten sind, glänzten, und der Mond sein mattes, geheimnisvolles Licht verbreitete, während ein kühler Wind die von tausend Wohlgerüchen angefüllte Luft erfrischte, saßen bei einbrechender Nacht drei Reisende an einem großen Feuer, das unter den Trümmern brannte und dessen wohltätige Wärme sie angenehm zu empfinden schienen.

Jene Reisende, auf deren charakteristische Züge das Feuer seinen unsicheren Schein warf, würden den Pinsel eines Malers, wie sie in ihrer seltsamen malerischen Tracht an ihrem Feuer in der Mitte jener großartigen und wilden Natur lagerten, einen würdigen Gegenstand zu einem schönen Gemälde geboten haben.

Im Hintergrund waren vier Pferde angepflockt und verzehrten eifrig ihre Mahlzeit, indessen ihre Reiter ihr einfaches Abendessen, das aus einem Stücke Wildbret, etlichen Tafeln Tasajo und Maistortillas und statt des Getränkes aus einer Mischung von Wasser und Resino bestand, einnahmen.

Die drei Männer waren der Graf Louis, Valentin und Don Carnelio.

Obgleich sie mit der Esslust und dem Eifer von echten Jägern aßen, konnte man doch unschwer wahrnehmen, dass sie sämtlich sehr ernst und nachdenklich gestimmt waren. Ihre Augen irrten rastlos umher und suchten die Dunkelheit zu durchdringen. Mitunter hielten sie, im Begriff, die Hand an den Mund zu führen, inne, suchten unwillkürlich mit der Linken nach der Büchse, die neben ihnen am Boden lag und lauschten mit vorgestrecktem Kopf aufmerksam auf jene tausend namenlosen Laute der amerikanischen Wildnis, welche sämtlich eine Ursache haben und für denjenigen, der sie zu deuten weiß, untrügerische Hinweise enthalten.

Die Mahlzeit wurde aber ohne Störung beendet.

Don Carnelio griff nach seiner Jarana, legte diese aber auf einen Wink Louis' wieder hin, hüllte sich in sein Zarapé und streckte sich auf dem Boden aus.

Valentin war in tiefe Gedanken versunken, und Louis stand auf, lehnte sich an eine verfallene Mauer und schaute sich aufmerksam um.

Es verstrich eine ziemlich lange Zeit, ohne dass ein Wort gesprochen wurde.

Endlich kehrte Louis zu dem Jäger zurück, setzte sich neben ihn und sagte: »Es ist seltsam!«

»Was?«, antwortete Valentin zerstreut.

»Ich meine die lange Abwesenheit Curumillas! Er hat uns bereits seit drei Stunden verlassen, ohne uns einen Grund anzugeben und ist noch nicht zurückgekehrt.«

»Misstraust du ihm etwa?«, fragte der Jäger mit einiger Bitterkeit.

»Bruder«, versetzte Louis. »Du bist ungerecht. Nicht Misstrauen hege ich, sondern Besorgnis. Ich empfinde gleich dir, eine zu warme und aufrichtige Freundschaft für den Häuptling, um nicht irgendein Unglück zu befürchten.«

»Curumilla ist vorsichtig und mit den Schlichen der Indianer so vertraut wie keiner. Er hat auf jeden Fall wichtige Gründe, weshalb er nicht wiederkommt. Das kannst du sicher glauben.«

»Ich bin davon überzeugt. Aber der Aufenthalt, den uns sein Ausbleiben verursacht, kann uns zum Nachteil sein.«

»Wer weiß Bruder? Vielleicht hängt gerade unser Heil von dieser Abwesenheit ab. Glaube mir, Louis, ich kenne Curumilla weit besser als du, habe zu lange mit ihm gelebt, um nicht unbegrenztes Vertrauen zu ihm zu haben. Auch erwarte ich, wie du siehst, geduldig seine Rückkehr.«

»Wenn er aber in einen Hinterhalt gefallen oder gar getötet wäre?«

Valentin blickte seinen Milchbruder<sup>1</sup> bedeutsam an, zuckte mit den Achseln und antwortete im Ton der größten Verachtung: »Er, in einen Hinterhalt fallen! Curumilla tot! Du scherzt, Bruder. Du weißt ja, dass es unmöglich ist.«

Louis musste auf diese Versicherung voll Zuversicht und unerschütterlichen Vertrauens nichts zu erwidern.

«Jedenfalls«, fuhr er nach einer Weile fort, »lässt er sehr auf sich warten.«

---

1 Männliche Person, die als Säugling zugleich mit einem von anderen Eltern stammenden Säugling von derselben Amme genährt wurde

»Warum das? Bedürfen wir seiner in diesem Augenblick? Du denkst doch nicht daran das Lager zu verlassen, nicht wahr? Nun was liegt daran, ob er eine Stunde früher oder später kommt?«

Louis legte seinen Unmut an den Tag, hüllte sich in sein Zarapé und streckte sich neben Don Cornelio hin, indem er in mürrischem Tone sagte: »Gute Nacht.«

»Gute Nacht, Bruder«, antwortete Valentin lächelnd.

Zehn Minuten später schlief Louis, trotz seiner Verstimmung, von Müdigkeit überwältigt, so fest, als sollte er nicht mehr aufwachen.

Valentin ließ noch eine Viertelstunde vergehen, ehe er sich bewegte. Dann stand er leise auf, schlich zu seinem Milchbruder hin, neigte sich über ihn und betrachtete ihn aufmerksam einige Minuten lang.

»Endlich!«, murmelte er, indem er sich aufrichtete, »schon fing ich an zu fürchten, dass er darauf bestehen würde, zu wachen und mir Gesellschaft zu leisten.«

Der Jäger steckte seine Pistolen, die er auf die Erde gelegt hatte, in den Gürtel, warf seine Büchse über die Schulter, und nachdem er behutsam über die Steine und Trümmer aller Art, die den Boden bedecken, gestiegen war, entfernte er sich rasch doch geräuschlos und war bald in der Dunkelheit verschwunden.

Er schritt ungefähr zehn Minuten auf diese Weise weiter, bis er ein Dickicht von peruanischen Palmen und Mosquitos erreicht hatte. Dort angekommen verbarg er sich hinter einem Busch, und nachdem er mit scharfem Blick die Umgegend durchspäht hatte, pfiff er dreimal verschieden leise.

Nach zwei bis drei Minuten ertönte der Schrei des Wassergeiers aus der Mitte der Platanen, welche die Ufer des Flusses einfassten, die kaum wenige Schritte von der Stelle entfernt waren, wo sich der Jäger befand.

»Gut!«, murmelte dieser, »unser Freund ist pünktlich. Aber die Weisheit der Völker besagt, dass die Vorsicht die Mutter der Sicherheit sei. Wir wollen daher behutsam sein, das kann solchen Schlingeln gegenüber niemals schaden.« Bei diesen Worten lud der Jäger seine Büchse.

Nachdem er diese Vorsichtsmaßregel getroffen, verließ er das Dickicht, in welchem er sich versteckt gehalten hatte, und trat dem Anschein nach mit Entschlossenheit hervor, versäumte aber keine Vorsicht, die ihn vor einem Hinterhalt bewahren konnte, indem er sich der Stelle näherte, von wo aus man seinen Ruf beantwortet hatte.

Als er ungefähr die Hälfte der Entfernung zurückgelegt hatte, kamen ihm vier bis fünf Männer entgegen.

»Oho!«, sagte der Jäger, »Achtung! Die Leute scheinen große Eile zu haben, mit mir zu reden.«

Er blieb stehen, legte seine Büchse an, zielte auf denjenigen, der ihm am nächsten stand, und sagte: »Halt! Oder ich schieße.«

»Capa de Dios! Ihr seid ungestüm, Caballero,« antwortete eine höhnische Stimme. »Ihr seid sehr unnahbar. Entladet aber Euer Gewehr, denn wir sind, wie Ihr seht, ohne Waffen.«

»Scheinbar wohl. Wer steht mir aber dafür, dass Ihr deren keine verborgenen bei Euch führt?«

»Meine Ehre, mein Herr!«, versetzte jener hochmütig.

»Zweifelt Ihr etwa daran?«

Der Jäger schlug ein Hohngelächter an. »Des Nachts zweifle ich an allem, besonders wenn ich mich allein in der Wildnis sehe und vier Männer vor mir stehen, die, wie ich allen Grund habe zu glauben, nicht zu meinen besten Freunden gehören.«

»Nun, nun, mein Herr, Sie können immer ein wenig liebenswürdiger sein, wenn es beliebt.«

»Ich bin zufrieden, bringe Euch aber in Erinnerung, dass Ihr diese Zusammenkunft gewünscht habt, daher Ihr meine Bedingungen annehmen müsst, nicht ich die Eurigen.«

»Wie es beliebt, Don Valentin. Es geschehe nach Eurem Wunsche. Ich muss indessen sagen, dass ich Euch das erste Mal, wo wir miteinander zu tun hatten, zugänglicher gefunden habe.«

»Ich leugne es nicht. Kommt allein, so bin ich bereit mit Euch zu reden.«

Der Fremde befahl seinen Begleiter durch einen Wink da stehen zu bleiben, wo sie waren und kam allein näher.

»Dies lasse ich mir gefallen!«, sagte der Jäger, indem er seine Büchse entlud, worauf er den Kolben auf die Erde stützte und sich mit übereinander gekreuzten Händen darauf lehnte.

Der Mann, welchem Valentin so wenig Vertrauen, oder richtiger gesagt, so großes Misstrauen zeigte, war kein anderer, als der General Don Sebastian Guerrero.

»So, jetzt werdet Ihr wohl zufrieden sein, denn ich glaube, Euch einen großen Beweis von Nachgiebigkeit gegeben zu haben«, sagte der General näher tretend.

»Ihr habt höchst wahrscheinlich Eure guten Gründe dazu«, antwortete der Jäger in spöttischem Ton.

»Mein Herr!«, rief der General empört aus.

»Reden wir offen und unumwunden miteinander, wie es Leuten ziemt, die sich nach ihren wahren Werten zu schätzen wissen«, antwortete Valentin trocken. »Da ich weder ein Dummkopf noch ein eingebildeter Narr bin, so kann nur, ich wiederhole es, durch Offenheit, und zwar gegenseitige Offenheit, eine Verständigung herbeigeführt werden, wenn es überhaupt, was ich bezweifle, zwischen uns möglich ist.«

»Was mutmaßen Sie denn, mein Herr?«

»Ich mutmaße nichts, General, sondern behaupte ganz einfach, was ich weiß. Es ist doch gewiss nicht wahrscheinlich, dass ein hoch angestellter Mann wie Ihr, General, der Gouverneur von Sonora ist und was weiß ich sonst noch, sich herablassen wird, einen armen Teufel von einem Jäger, wie ich, um eine nächtliche Zusammenkunft inmitten der Wildnis zu bitten, wenn er sich nicht große Vorteile davon verspricht. Nur ein Dummkopf oder ein Narr würde das nicht auf den ersten Blick merken, und ich bin, Gott sei Dank, keins von beiden.«

»Gesetzt den Fall, dem wäre so, wie Ihr sagt.«

»Gut, ich bin zufrieden. Kommen wir also zur Sache«

»Hm! Das scheint mir mit Euch keineswegs leicht zu sein.«

»Warum denn! Die ersten Beziehungen, die wir miteinander hatten, und deren Ihr eben gedachten, müssen Euch doch bewiesen haben, dass ich in Geschäften ziemlich um-

gänglich bin.«

»Ganz recht. Der Vorschlag aber, den ich zu machen habe, ist etwas von heikler Natur und ich fürchte ...«

»Was denn? Dass ich mich weigere? Ja, Ihr werdet wohl begreifen, dass Ihr Euch der Gefahr aussetzen müsst.«

»Nein, ich fürchte vielmehr, dass Ihr den eigentlichen Sinn meines Vorschlages nicht richtig auffasst und Euch daher erzürnt.«

»Meint Ihr? Das ist übrigens möglich. Soll ich Euch die Mühe ersparen, Euch dies zu erklären?«

»Wieso?«

»Hört mich an.«

Die beiden Männer standen sich von Angesicht gegenüber, und Valentin, der stets auf seiner Hut war, beobachtete verstohlen die drei bis vier Männer, die zurückgeblieben waren.

»Redet«, sagte der General.

»Ihr wollt mir ganz einfach vorschlagen, General, Euch meinen Freund zu verkaufen.«

Bei diesen, im scharfen Ton gesprochenen Worten konnte sich Don Sebastian nicht enthalten, seine Verwunderung an den Tag zu legen, indem er unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

»Mein Herr!«

»Ist es wahr? Ja oder nein?«

»Ihr gebraucht Ausdrücke ...«, stotterte der General.

»Die Ausdrücke tun nichts zur Sache. Jetzt, wo Ihr zu der Überzeugung gekommen seid, dass der Graf Louis nicht ein Bundesgenosse ist, von dem Ihr erwartet mit dessen



Hilfe den Stuhl des Präsidenten einzunehmen hofft, es auch aufgegeben habt, ihn zu bekehren, wollt Ihr ihn gern los sein, das ist in Ordnung.«

»Mein Herr!«

»Lasst mich ausreden. Zu dem Zweck ist Euch nichts Besseres eingefallen, als ihn zu kaufen. Ihr seid übrigens mit solchen Angelegenheiten vertraut. Es befinden sich in meinen Händen die Beweise etlicher ähnlicher Verträge, die Euch alle Ehre machen.«

Der General war vor Schreck und Wut totenblass geworden. Er ballte die Fäuste, stampfte mit dem Fuß und murmelte einige zusammenhanglose Worte.

Der Jäger schien seine Heftigkeit nicht zu bemerken, sondern fuhr gelassen fort: »Ihr habt Euch freilich darin geirrt, dass Ihr Euch zu dem Zweck an mich wendet. Ich bin kein Mensch wie jener Hundekopf, mit welchem Ihr zu seiner Zeit einen vortrefflichen Handel abgeschlossen habt. Ich habe allerdings mit Vieh gehandelt, aber nie mit Menschenfleisch. Ein jeder besitzt seine eigenen Talente, und in diesem Punkte mache ich Euch die Eurigen nicht streitig.«

»Aber, mein Herr«, rief der General höchst entrüstet aus, »was wollen Sie damit sagen. Haben Sie meiner Aufforderung nur deshalb Folge geleistet, um mich zu beleidigen?«

Valentin zuckte die Achseln.

»Ihr seid weit entfernt, das zu denken«, sagte er, »denn es wäre gar zu albern. Nein, ich will Euch ein Geschäft vorschlagen«

»Ein Geschäft?«

»Oder einen Handel, wenn Euch das Wort besser zusagt.«

»Welchen Handel?«

»Ich werde mich in zwei Worten erklären. Ich habe gewisse Papiere in Händen, welche Euch, wenn sie bekannt würden und gewissen Personen zu Gesicht kämen, nicht nur Euer Vermögen, sondern auch Eure Stellung kosten würden, ja sogar Euer Leben.«

»Papiere?«, stotterte Don Sebastian.

»Ja, General. Es ist der Briefwechsel zwischen Euch und einem gewissen nordamerikanischen Diplomaten, in welchen Ihr Euch bereit erklärt, nicht nur Sonora, sondern auch zwei andere Staaten abzutreten, wenn die Vereinigten Staaten Euch die Mittel verschaffen, zur Präsidentschaft über die Republik Mexiko zu gelangen.«

»Jene Papiere sind in Eurem Besitz?«, fragte der General, sichtlich beklommen.

»Ja, ich besitze sowohl Eure Briefe als die Antworten Eures Korrespondenten.«

»Haben Sie diese bei sich?«

»Gewiss«, versetzte Valentin spöttisch.

»In dem Fall mußt du sterben!«, rief der General aus, indem er sich wie ein Panther über den Jäger herstürzte.

Letzterer war aber auf der Hut. Mit einer Bewegung, welche so rasch als die seines Feindes unerwartet war, fasste er ihn bei der Gurgel, warf ihn unter sich zu Boden, setzte ihm den Fuß auf die Brust und sagte kaltblütig zu den Begleitern des Generals, die eifrig zu seinen Beistande herbeieilten: »Wenn Ihr einen Schritt näher kommt, ist er tot!«

Der General war ohne Zweifel ein tapferer Mann. Er hatte häufig unleugbare Beweise eines an Tollkühnheit grenzen-

den Mutes gegeben. Nun aber sah er eine solche Entschlossenheit in den düsteren Blicken des Jägers leuchten, dass er an allen Gliedern bebte, sich verloren gab, und sich fürchtete.

»Halt! Halt!«, rief er seinen Freunden mit erstickter Stimme entgegen.

Letztere gehorchten.

»Ich könnte Euch töten«, sagte Valentin, »denn Ihr seid vollständig in meiner Gewalt. Was kümmert mich aber Euer Leben oder Euer Tod, halte ich doch beides in meiner Hand. Steht auf! Achtet wohl auf eine letzte Warnung. Hütet Euch etwas gegen den Grafen zu unternehmen!«

Der General hatte sofort Gebrauch von der Aufforderung des Jägers gemacht und sich leicht benommen von seinem Sturz erhoben. Als er sich aber wieder frei bewegen konnte und festen Boden unter den Füßen fühlte, ging eine plötzliche Wandlung in seinem Inneren vor und sein Mut kehrte zurück.

»Jetzt hört auch mich an«, sagte er, »ich werde mich gegen Euch ebenso unumwunden und rücksichtslos aussprechen, wie Ihr es gegen mich getan habt. Zwischen uns beiden besteht fortan eine Todfeindschaft ohne Gnade und Barmherzigkeit. Und sollte es meinen Kopf kosten, so muss der Graf sterben, denn ich hasse ihn und bedarf seines Todes, um meine Rache zu befriedigen.«

»Gut«, antwortete Valentin gelassen.

»Ja«, erwiderte der General spöttisch, »geht nur, ich fürchte Euch nicht. Bedient Euch immerhin der Papiere, welche Ihr erwähnt habt. Es ist mir gleich, denn ich bin un-

antastbar.«

»Meint Ihr?«, antwortete der Jäger langsam und mit Betonung.

»Ich verachte Euch. Ihr seid nur ein Abenteurer und vermögt nichts gegen mich auszurichten.«

Valentin beugte sich zu ihm.

»Gegen Euch«, sagte er, »vermögen wir vielleicht nichts. Aber gegen Eure Tochter!«

Hierauf benutzte der Jäger die Bestürzung des Generals, den diese Worte mit Schrecken erfüllten, und eilte mit einem durchdringenden höhnischen Gelächter in das Dickicht, wo es unmöglich war, ihm zu folgen.

»Ach!«, murmelte der General nach einer Weile, indem er mit der Hand über seine feuchte Stirne strich, »ach! Der Satan! Meine Tochter hat er gesagt! ... Meine Tochter!«

Er kehrte zu seinen Begleitern zurück und entfernte sich mit ihnen, ohne eine der an ihn gerichteten Fragen zu beantworten.

## **Kapitel 2** **Die Botschaft**

Nachdem Valentin den General so plötzlich verlassen hatte, wie es zu Ende des vorhergehenden Kapitels beschrieben wurde, schien er keineswegs zu befürchten, dass man ihm nachstellen werde, denn er mäßigte kurze Zeit später seinen raschen Gang.

Als er ungefähr einige Hundert Schritte von der Stelle

entfernt war, an welcher seine Unterhaltung mit Don Sebastian stattgefunden hatte, blieb er stehen, schien sich zu orientieren, blickte gen Himmel und ging dann weiter. Anstatt aber seinen Weg in Richtung des Missionsdorfes einzuschlagen, wandte er vielmehr diesem den Rücken, schwenkte um und näherte sich dem Flussufer, das er vor Kurzem erst verlassen hatte. Von Zeit zu Zeit hielt er inne, nicht um auf irgendein unerklärliches Geräusch zu lauschen, sondern vielmehr den Gedanken nachzuhängen, die ihn verfolgten und ihn für Außenstehende gleichgültig machten. Valentin war offenbar bemüht, eine Sache zu entscheiden, die ihn zu schaffen machte.

Nach einer Viertelstunde erblickte er wenige Schritte vor sich einen matten Schein, der zwischen den Bäumen hindurchschimmerte. Es schien ein Lagerfeuer zu sein.

Valentin blieb stehen und pfiff leise. Im selben Augenblicke wurden die Zweige eines Busches, der etwa fünfzig Schritt von ihm entfernt war, auseinandergebogen und ein Mann trat vorsichtig heraus.

Es war Curumilla.

»Nun?«, fragte Valentin, »ist sie gekommen?«

Der Araukaner nickte bejahend mit dem Kopf.

Der Jäger zeigte seinen Unmut durch eine Gebärde.

»Wo ist sie?«, fragte er.

Der Indianer deutete mit dem Finger in Richtung des Feuers, welches der Jäger bereits bemerkt hatte.

»Hol der Teufel die Frauen!«, brummte der Jäger, »es sind die widersprüchlichsten Geschöpfe, die es geben kann. Sie lassen sich nur von ihren Leidenschaften leiten und stoßen

dadurch, ohne daran zu denken, die tiefsinnigsten Berechnungen um.« Er fügte laut hinzu: »Habt Ihr meinen Auftrag nicht ausgerichtet?«

Der Indianer entschloss sich zu reden. »Sie will nichts hören«, sagte er, »sie will sehen.«

»Ich wusste es«, rief der Jäger aus, »so sind sie alle und ihre verdrehten Köpfe taugen zu nichts als zu Schellen für die Maultiere! Diese ist übrigens noch eine der Besten! Führt mich zu ihr, ich werde mich bemühen, sie zu überzeugen.«

Der Indianer lächelte spöttisch, antwortete aber nicht. Er wandte sich um und führte den Jäger an das Feuer.

Kurz darauf befand sich der Jäger am Rand einer geräumigen Lichtung, in deren Mitte Dona Angela und Violanta, ihre Zofe, an einem Feuer auf über einander gehäuften Pelzen ruhten.

Zehn Schritt hinter den beiden Frauen standen mehrere, bis an die Zähne bewaffnete Peonen auf ihre Lanzen gelehnt und warteten auf die Befehle ihrer Herrin.

Als Dona Angela die nahenden Schritte des Jägers hörte, blickte sie auf und stieß einen Freudenschrei aus.

»Da seid Ihr endlich! Schon verzweifelte ich daran, Euch zu sehen.«

»Vielleicht wäre es auch besser gewesen, wenn ich nicht gekommen wäre«, antwortete der Jäger mit einem unterdrückten Seufzer.

Das junge Mädchen hörte entweder die Antwort Valentins nicht oder gab sich wenigstens den Anschein, als ob sie sie nicht höre.

»Liegt Euer Lager weit von hier«, erwiderte sie.

»Wir müssen, ehe wir dorthin gehen«, sagte der Jäger, »einige Worte miteinander reden, Señora.«

»Was habt Ihr mir so Interessantes oder vielmehr Dringendes mitzuteilen?«

»Ihr sollt es gleich selbst hören.«

Das junge Mädchen nahm die ergebene Miene jemandes an, der sich entschließt, etwas anzuhören, was, wie er vorher weiß, unangenehm sein wird.

»Redet«, sagte sie.

Der Jäger ließ sich die Aufforderung nicht zweimal sagen.

»Wo hat Sie Curumilla getroffen?«

»In der Hacienda, in dem Augenblick, wo ich aufs Pferd stieg, um herzukommen. Ich hatte nur auf ihn gewartet, um aufzubrechen.«

»Hat er versucht, Sie davon abzubringen?«

»Allerdings, ich bestand aber darauf, zu kommen, und habe ihn gezwungen, mich herzuführen.«

»Daran taten sie Unrecht, Nina.«

»Weshalb?«

»Aus tausend Gründen.«

»Das ist keine Antwort. Führt mir einen an.«

»Wegen Eures Vaters vor allem.«

»Er ist noch nicht in der Hacienda angekommen. Ehe er eintrifft, werde ich wieder da sein. Von dieser Seite habe ich nichts zu fürchten.«

»Sie irren. Ihr Vater ist angekommen, ich habe ihn gesehen und mit ihm gesprochen.«

»Ihr! Wo? Wann?«

»Hier vor etwa einer halben Stunde.«

»Das ist unmöglich«, sagte sie.

»Dennoch ist es wahr. Ich kann sogar hinzufügen, dass er mich töten wollte.«

»Er?«

»Ja.«

Das junge Mädchen blieb eine Zeit lang nachdenklich. Nach einer Weile blickte sie auf, schüttelte wiederholt den Kopf und sagte entschlossen: »Sei's drum! Ich werde auf jeden Fall unerschütterlich bleiben.«

»Was hoffen Sie von der Zusammenkunft, Nina? Wissen Sie nicht, dass Ihr Vater unser erbittertster Feind ist?«

»Diese Warnung kommt zu spät. Ihr hättet mir sie geben sollen, als ich Euch meinen Vorschlag machte.«

»Das ist wahr. Damals hegte ich aber noch Hoffnungen, die ich in der gegenwärtigen Situation aufgeben kann. Bestehen Sie nicht darauf, Don Louis zu sehen, Nina. Glauben Sie mir. Kehren Sie lieber unverzüglich zur Hacienda zurück. Was soll Ihr Vater denken, wenn er Sie bei seiner Ankunft nicht vorfindet?«

»Ich wiederhole nochmals, dass ich mit Don Louis eine sehr ernste Unterredung zu haben wünsche. Es ist sowohl um meinetwillen als um seinetwillen notwendig.«

»Bedenken Sie die Folgen eines solchen Schrittes.«

»Ich bedenke nichts. Ich mache Sie darauf aufmerksam, dass ich mich allein zum Condé begeben werde, wenn Sie sich länger weigern, Ihr Versprechen zu erfüllen.«

Der Jäger betrachtete sie eine Zeit lang mit einem seltsamen Ausdruck, schüttelte traurig den Kopf, ergriff ihre



Hand, drückte sie herzlich und sagte im sanften Ton: »Es soll alles nach Ihrem Willen geschehen. Niemand kann seinem Schicksal entgehen. Kommen Sie! Gebe Gott, dass Ihr Eigensinn kein großes Unglück herbeiführt.«

»Sie sind ein Unglücksvogel«, sagte sie lachend. »Auf! Auf! Sie werden sehen, dass es besser abläuft, als Sie vermuten.«

»Ich bin bereit, bitte aber, sich mir anzuvertrauen und Ihr Gefolge hierzulassen.«

»Ich bin damit einverstanden. Ich werde nur Violanta mitnehmen.«

»Wie Sie wollen.«

»Auf einen Wink ihrer Herrin ging die Zofe zu den Peonen und erteilte ihnen den Befehl, bis zu ihrer Rückkehr die Lichtung unter keinen Umständen zu verlassen.

Anschließend begaben sich die Frauen unter der Führung Valentins zum Lager der Freibeuter. Curumilla bildete die Nachhut.

Als sie einige Hundert Schritt gegangen waren, blieb Valentin stehen.

»Was fehlt Ihnen?«, fragte Dona Angela.

»Ich habe Bedenken, die Ruhe meines Freundes zu stören. Er wird mir es vielleicht nicht danken, dass ich Sie zu ihm bringe«, antwortete Valentin.

»Nein«, versetzte sie, »Ihr täuscht mich, das sind nicht Euer Bedenken.«

Er blickte sie verwundert an.

»Mein Gott!«, fuhr sie lebhaft fort, »meint Ihr denn, dass ich nicht weiß, was Euch beschäftigt? Ihr seid erschrocken

darüber, zu sehen, dass ein junges, reiches, vornehmes Mädchen, wie ich es bin, einen unschicklichen Schritt tut, der sie, sobald er bekannt wird, hoffnungslos um ihren Ruf bangen muss. Sicher! Wir Mexikanerinnen sind nicht so kalt und steif wie die europäischen Frauen, die alles vorher abwägen. Wir lieben oder hassen und in unseren Adern strömt kein Blut, sondern die glühende Lava unserer Vulkane. Meine Liebe ist mein Leben! Was kümmert mich das Übrige. Bleiben Sie ein wenig zurück und lassen Sie mich allein zum Grafen gehen. Ich bin überzeugt, dass er meine Tat richtig auffassen und nach ihrem wahren Wert würdigen wird. Er ist kein gewöhnlicher Mensch. Deshalb liebe ich ihn. Eine so innige und heiße Liebe wie die meinige besitzt eine gewisse magnetische Anziehungskraft, welche verhindert, dass man sie verschmährt.«

Die junge Mexikanerin war sehr schön. In ihrer hoch aufgerichteten Gestalt, dem stolz zurückgeworfenen Kopf, den blitzenden Augen und den zuckenden Lippen lag sowohl etwas Jungfräuliches und als auch Bacchantisches.

Der Jäger fühlte sich vom Anblick des jungen Mädchens und ihrer glänzenden Schönheit unwillkürlich ergriffen. Er verneigte sich ehrerbietig vor ihr und sagte mit bewegter Stimme: »Gehen Sie und gebe Gott, dass sich mein Bruder durch Sie wieder an das Leben gebunden fühlt!«

Sie lächelte mit einer unbeschreiblichen Mischung von Schlauheit und Zuversicht und hüpfte mit der Leichtigkeit eines Vogels mitten in die Büsche hinein.

Valentin und Curumilla standen nahe genug vom Lager entfernt, um zu sehen, was dort vorging, konnten aber die

Worte, die gewechselt wurden, nicht verstehen.

Sie beschlossen, an der Stelle, wo sie sich befanden, zu warten und nur dann hervorzutreten, wenn ihre Gegenwart unumgänglich notwendig wäre.

Das Lager befand sich noch in gleichen Zustand, wie es der Jäger verlassen hatte, um sich mit dem General zu treffen. Don Louis und Don Cornelio schliefen immer noch fest.

Dona Angela verhielt sich eine Zeit lang still und warf einen Blick voll unerschütterlicher Entschlossenheit auf Don Louis. Sie beugte sich sacht zu ihm, aber in dem Augenblick, wo sie seine Schulter leicht berühren wollte, um ihn zu wecken, schreckte sie plötzlich ein Geräusch auf. Sie richtete sich rasch empor, blickte sich erschrocken um und eilte zurück in das Gebüsch.

Kaum hatte sie sich entfernt, als das Geräusch, welches sie an der Ausführung ihres Vorhabens hinderte, immer näher kam. Kurze Zeit später konnte man deutlich den gemächlichen Schritt einer größeren Truppe und das dumpfe Knirschen der Räder mehrerer Wagen vernehmen.

»Ihre Begleiter kommen«, sagte Dona Angela schnell zu Valentin, zu welchem sie zurückgekehrt war. »Sie sind nicht mehr weit von der Mission entfernt. Kann ich noch immer auf Sie rechnen?«

»Jederzeit«, antwortete er.

»Ich habe mich anders entschieden. Ich will mich nicht so mit dem Grafen verständigen, sondern am hellen Tag und vor aller Augen. Ihr werdet mich bald wiedersehen. Lebt wohl, ich kehre zur Hacienda zurück. Bereitet den Grafen

auf meinen Besuch vor.«

Nachdem das junge Mädchen dem Jäger zum Abschied zugewinkt und ihn angelächelt hatte, stieg sie auf ihr Pferd und sprengte mit ihrer Zofe im Galopp davon.

»Ja, ich werde Louis auf ihren Besuch vorbereiten«, murmelte der Jäger, indem er ihr nachschaute. »Dieses Kind besitzt ein edles Herz und liebt meinen Milchbruder aufrichtig. Wer weiß, was diese Liebe noch mit sich bringt?«

Er schüttelte erneut den Kopf und kehrte in Begleitung Curumillas, der seinen indianischen Gleichmut keinen Augenblick verleugnete und sich um alles, was um ihn herum geschah, nicht im Geringsten zu kümmern schien, zum Lager zurück.

Valentin weckte Louis. Dieser sprang sofort auf.

»Gibt es etwas Neues?«, fragte er.

»Ja, die Compagnie kommt an.«

»Schon, oho! Sie beeilt sich, das ist ein gutes Zeichen.«

«Werden wir uns lange hier aufhalten?«

»Nein, höchstens zwei Tage, um Mensch und Tier ausruhen zu lassen.«

»Vielleicht wäre es besser, gleich weiterzuziehen.«

»Ich wünsche es mir ebenfalls, aber es ist unmöglich, weil die vierzigtausend Rationen, die wir hier finden sollten, noch nicht angekommen sind und wir daher notgedrungen auf sie warten müssen.«

»Das ist wahr.«

»Diese Verzögerung kommt mir ungelegen, da unsere Vorräte rasch abnehmen. Wir dürfen aber den Kameraden unsere Verlegenheit nicht anmerken lassen, sondern gute

Miene zum bösen Spiel machen. Sie wissen, dass wir vorangegangen sind, um die nötige Fourage zu besorgen. Wir wollen sie im Glauben lassen, dass es uns gelungen ist.«

Valentin nickte bejahend.

Die Nacht war fast zu Ende. Breite weiße Streifen zeigten sich am Horizont und die Sterne waren allmählich am Himmelsdom erloschen. Der Aufgang der Sonne stand unmittelbar bevor.

Curumilla warf eine Handvoll dürres Holz ins Feuer, damit es nicht ausgeht und der kalten Nachtluft genügend Wärme entgegenzubringen.

»Caramba!«, rief Don Cornelio erwachend aus und sprang auf. »Ich bin ganz durchgefroren. So kalt sind schon die Nächte.«

»Nicht wahr?«, sagte Valentin. Nun, wenn Ihr Euch erwärmen wollt, so ist es einfacher, mich nun zu begleiten.«

»Sehr gern. Wohin geht Ihr?«

»Hört!«

»Ich höre! Horch«, fügte er nach einer Weile hinzu, »ist das etwa die Compagnie.«

»Ja. Sie ist gleich hier.«

In der Tat rückte kurze Zeit später die französische Vorhut in die Mission ein.

Gemäß dem mit der Gesellschaft Atrevida abgeschlossenen Vertrag sollten sie in der Mission vierzigtausend Rationen für die französische Compagnie vorfinden.

Der Graf hatte Oberst Flores den Befehl mit der Weisung übergeben, sich zu beeilen, und war in Begleitung Valentins, Cornelios und Curumillas vorausgegangen. Die Ge-

sellschaft hatte unglücklicherweise ihre Verbindlichkeiten nicht so pünktlich erfüllt, wie der Graf gedacht hatte. Statt der vierzigtausend Rationen hatte er davon nur die Hälfte in einer verfallenen Hütte symmetrisch geordnet vorgefunden.

Diese Wortbrüchigkeit war für die Interessen des Unternehmens des Grafen um so nachteiliger, da es aufgrund dieses hinterlistigen Vertrages fast unmöglich war, weiterzugehen und die bewohnten und bebauten Gegenden verlassen und sich in die Wildnis begeben musste.

Die Mexikaner hatten übrigens seit der Abreise der Compagnie von Guaymas so wenig guten Willen und gegen den Grafen bei jeder Gelegenheit so offenbar feindselige Gesinnungen gezeigt, dass dieser eine übermenschliche Energie und einen unerschütterlichen Mut aufbieten musste, um vor den Hindernissen, die mit unvergleichlicher Arglist von allen Seiten auf ihn einströmten, nicht mutlos zu werden.

Bisher hatten es aber die Mexikaner noch nicht gewagt, ihre Verbindlichkeiten nicht wahrzunehmen.

Entweder waren sie ihrer Sache sehr sicher oder hatten ihre Anweisungen so gut erteilt, dass sie dem Gelingen optimistisch entgegensahen, weil sie die Maske plötzlich fallen ließen.

Das schien um so wahrscheinlicher, da der Graf in der Mission niemanden vorgefunden hatte, um ihn die Rationen zu übergeben und im Namen der Gesellschaft, die ein so unwürdiges Spiel mit ihm trieb, wegen der fehlenden Lieferungen eine Entschuldigung, wie unhaltbar sie auch

sein mochte, wegen des Betruges, den sie sich gegen ihn zuschulden kommen ließen, vorzubringen.

Don Louis schloss daraus, dass das Ende der schändlichen Komödie, welche die Mexikaner gespielt hatten, herannahe und bereitete sich vor, dem Sturm energisch entgegenzutreten.

Die Franzosen zeichneten sich durch eine liebenswürdige Eigenschaft aus: Sie bewahrten nämlich, wohin sie auch verschlagen wurden, sobald sich eine gewisse Anzahl zusammenfand, stets jene Heiterkeit und fröhliche Sorglosigkeit, die ihrem Volk eigen ist. Sie waren auch in der schwierigsten Lage stets zu Scherzen aufgelegt und schickten sich mit großer Leichtigkeit in die unvorhergesehenen Unannehmlichkeiten. Jene glückliche Stimmung, welche der Graf bisher aufrechtzuerhalten bemüht gewesen, hatte viel dazu beigetragen, die Compagnie zusammenzuhalten und das Unternehmen trotz aller Hindernisse nicht scheitern zu lassen.

Die Mannschaft zeigte nicht nur keine Anwandlung von Mutlosigkeit, sondern war noch ebenso voll Feuer und Hoffnung wie am ersten Tag. Die Mission wurde von der Compagnie besetzt. Man stand an der Grenze der Wildnis. Es war daher notwendig, auf der Hut zu sein.

An den vier Ecken des Hauptquartiers wurden die Kanonen aufgestellt und Wachen in aufgestellt. Die eben noch so öde und verlassene Mission schien sich plötzlich neu zu beleben. Man schaffte die Trümmerhaufen beiseite, und die alte verfallene Kirche der Jesuiten wurde in eine Festung verwandelt.

Nachdem der Graf die nötigen Befehle zur Einrichtung der Compagnie erteilt und sich überzeugt hatte, dass sie vollzogen wurden, ließ er sich von Oberst Flores über seine interimistische Führung des Kommandos Bericht erstatten.

Oberst Flores, der sich allein unter den Franzosen sah und sich gewissermaßen im Rachen des Wolfes befand, war zu klug, um sich nicht scheinbar mit der größten Gewissenhaftigkeit und Aufrichtigkeit zu benehmen. Er erkannte sehr wohl, dass er verloren sei, sobald man anfange, ihm zu misstrauen. Er legte daher bei jeder Gelegenheit die beste Gesinnung an den Tag und benahm sich so vorsichtig, dass er selbst Valentin, den ständigen Zweifler, beinahe getäuscht hätte, obgleich er sehr gut wusste, was man von den Mexikanern im Allgemeinen zu erwarten habe.

Hierauf zog sich der Graf mit dem Jäger zurück, und die beiden Milchbrüder unterhielten sich miteinander, dass man nach der Dauer des Gesprächs und Louis besorgter Miene schließen konnte, dass die Unterredung sehr ernst gewesen sein musste.

In der Tat berichtete Valentin dem Grafen, seinem Dona Angela gegebenen Versprechen gemäß, über die Ereignisse der verflossenen Nacht. Nicht allein erzählte er ihm, was zwischen ihm und dem jungen Mädchen vorgefallen war, sondern teilte ihm zugleich sein Zusammentreffen mit dem General mit.

»Unsere Lage«, sagte er endlich, »wird immer peinlicher und sie legen es darauf an, sich mit uns zu verfeinden.«

»Ja, sie wollen den Krieg. Sei aber versichert, Bruder, dass ich ihnen, solange noch ein Schimmer Hoffnung besteht,



keinen Vorwand liefern werde, mit mir zu brechen.«

»Wir müssen behutsamer als je zuvor sein, Bruder! Übrigens müsste ich mich sehr irren, wenn wir nicht in nächster Zeit erfahren sollten, woran wir sind.«

»Das ist auch meine Ansicht.«

In dem Augenblick kam Don Cornelio in Begleitung Curumillas zu den beiden.

»Erlaubt«, sagte er zum Jäger, »ich muss Euch bitten, zwischen dem Häuptling und mir ein Missverständnis aufzuklären, da er hartnäckig behauptet, dass ein indianischer Hinterhalt und auflauert.«

»Was?«, versetzte Valentin mit gerunzelter Stirn. »Wovon redet Ihr da, Don Cornelio.«

»Hört mich an. Ich ging mit dem Häuptling in der Nähe des Missionsdorfes spazieren und habe bei der Gelegenheit einen Fund gemacht.«

»Lasst sehen«, sagte Valentin.

Don Cornelio übergab ihm einen Mocksens, welchen der Jäger eine Zeit lang aufmerksam betrachtete.

»Hm!«, sagte er, »das sieht bedenklich aus. Wo habt Ihr das gefunden?«

»Am Ufer.«

»Was haltet Ihr davon, Häuptling?«, fragte Valentin an Curumilla gewandt.

»Der Mocksens ist neu, folglich verloren worden. Curumilla hat zahlreiche Spuren bemerkt.«

»Hört«, sagte Don Louis eifrig, »teilt niemandem Eure Entdeckung mit. Wir müssen allen misstrauen. Wir sind von Verrätern umgeben, und der Verrat lauert uns von al-

len Seiten auf. Während ich dafür sorgen werde, unter dem Vorwand eines längeren Aufenthaltes unsere Schanzen verstärken zu lassen, wirst du mit dem Häuptling auf Erkundung ausgehe, und dich überzeugen, welcher Art die Gefahr ist, welche uns droht.«

»Sei ohne Sorgen, Bruder und sei unterdessen auf der Hut.«

### **Kapitel 3**

#### **Der Spion**

Es mochte ungefähr acht Uhr frühmorgens gewesen sein, als Valentin und Curumilla sich von Louis verabschiedeten.

Der Jäger hatte die ganze Nacht schlaflos zugebracht. Er fühlte sich erschöpft und seine müden Augenlider schlossen sich wider Willen. Trotzdem schickte er sich an, den Auftrag, welchen ihm sein Bruder gegeben hatte, zu erfüllen. Curumilla aber, der seine Erschöpfung bemerkte, forderte ihn auf, einige Stunden auszuruhen. Er machte ihm klar, dass er für den Augenblick ihn nicht benötigte, um die Spuren zu verfolgen, die er am Morgen entdeckt hatte, und versprach ihm schließlich, ihm ausführlich Bericht zu erstatten.

Valentin hatte das unumschränkte Vertrauen zu Curumilla. Er hatte sehr häufig im Laufe ihres gemeinschaftlichen Lebens Gelegenheit gefunden, die Klugheit des Häuptlings zu würdigen. Er war daher damit einverstanden, ihn allein auf Erkundung gehen zu lassen. Nachdem er ihm einige

Verhaltensregeln erteilt hatte, wickelte er sich in seinen Mantel und schlief fest ein.

Er mochte ungefähr zwei Stunden lang fest und friedlich geschlummert haben, als er bemerkte, wie sich eine Hand vorsichtig auf seine Schulter legte.

So zart die Berührung auch war, genügte sie doch, um den Jäger zu wecken, denn er registrierte, gleich allen Menschen, welche an das Leben der Prärie gewöhnt sind, selbst im Schlaf seine nähere Umgebung. Er öffnete die Augen und betrachtete aufmerksam denjenigen, der seine Ruhe störte, während er ihn im Stillen zu allen Teufeln wünschte.

»Nun!«, sagte er in dem verstimmten Ton eines Schläfers, der aus seinen schönsten Träumen gerissen wird, »was wollt Ihr von mir, Don Cornelio? Konntet Ihr keinen passenderen Moment wählen, um mit mir zu reden? Ich vermute, dass Ihr mir nicht sehr Wichtiges mitzuteilen habt.«

Don Cornelio, denn er war es wirklich, der Valentin geweckt hatte, legte einen Finger an den Mund und blickte sich misstrauisch um, als wolle er dem Jäger zur größten Vorsicht raten. Er neigte sich zu seinem Ohr und flüsterte ihm zu: »Verzeiht mir, Don Valentin, ich glaube aber, dass die Mitteilung, welche ich Euch zu machen habe, sehr wichtig ist.«

Valentin sprang hastig auf, blickte dem Spanier ernst in die Augen und fragte: »Was gibt es?«

»Die Sache ist nicht mit zwei Worten erzählt. Oberst Flores, dessen Physiognomie mir, nebenbei gesagt, keineswegs zusagt, streift seit heute früh in dem Missionsdorf umher, durchstöbert und durchspäht jeden Winkel, fragt nach al-

lem, was man tut und nicht tut, schwatzt bald mit dem, bald mit jenem und sucht besonders zu erforschen, was die Leute von ihrem Anführer halten. Das ist alles nicht besonders verdächtig. Sobald er aber gesehen hatte, dass Ihr eingeschlafen ward, und sich überzeugte, dass der Graf, um seine Briefe zu schreiben, Befehl gegeben hatte, dass ihn niemand während einiger Stunden störe, hat er sich so verhalten, als ob er sich in die ihm angewiesene halbverfallene Hütte zurückziehe, die an der Grenze des Dorfes liegt. Aber nach wenigen Minuten, als er glaubte, dass man ihn nicht mehr beachtete, ist er, statt zu schlafen, wie er vorgegeben hatte, aus der Hütte getreten, hat sich hinter den Bäumen fortgeschlichen wie ein Mann, der sich fürchtet, entdeckt zu werden, und ist dann im Wald verschwunden.«

»So, so«, sagte Valentin mit besorgter Miene, »was hat der Mensch für einen Grund, sich heimlich fortzustehlen? Ist er schon lange fort?«, fügte er nach einer Weile hinzu.

»Seit kaum zehn Minuten.«

Valentin stand auf.

»Bleibt hier«, sagte er, »für den Fall, dass der Oberst während meiner Abwesenheit wiederkommen sollte. Beobachtet ihn genau, aber ohne es ihn merken zu lassen. Ich bin Euch dankbar, dass Ihr mich geweckt habt. Denn die Sache ist allerdings ernster Natur.«

Der Jäger brach die Unterhaltung plötzlich ab, verließ Don Cornelio und schlich sich unbemerkt um die Ruinen herum gleichfalls in den Wald.

Oberst Flores, der Valentin schlafend glaubte und wusste, dass der Graf mit Schreiben beschäftigt war, daher gewiss

zu sein glaubte, dass er keine Verfolgung zu befürchten habe, schritt rasch in Richtung Fluss weiter, ohne sich zu bemühen, seine Spuren zu verwischen. Der Jäger benutzte diese Unvorsichtigkeit und hatte bald die Fährte des Mannes, den er beobachten wollte, entdeckt.

Der Oberst gelangte auf diese Weise an das Flussufer.

Rings herum herrschte tiefste Stille.

Die Alligatoren streckten sich am schlammigen Ufer, die roten Flamingos fischten sorglos. Kurz, alles verkündete die Abwesenheit des Menschen. Kaum betrat aber der Oberst das Ufer, als sich ein Mensch an den Armen von den Zweigen eines Baumes herunterließ und zwei Schritt vor ihm auf den Boden aufkam.

Aufgrund dieser unvermuteten Erscheinung unterdrückte der Oberst einen Schrei der Verwunderung und trat einen Schritt zurück. Er hatte sich von seinem Schrecken noch nicht erholt, als ein Zweiter auf gleiche Weise erschien und ebenfalls auf den Sand sprang.

Oberst Flores blickte unwillkürlich den Baum hoch.

»Oho!«, sagte der Erste laut lachend. »Du brauchst dich gar nicht umzusehen, Garrucholo. Es ist niemand weiter da.«

Beim Hören des Namens Garrucholo wurde der Oberst von einer heftigen inneren Erregung gepackt und betrachtete die beiden Männer, die so plötzlich vor ihm standen mit besonderer Aufmerksamkeit, während diese unbeweglich stehen blieben und ihn spöttisch lächelnd ansahen.

Der Erste war ein Weißer, was auf den ersten Blick zu sehen war, trotzdem seine sonnenverbrannte Haut eine zie-

gelrote Farbe hatte. Seine Kleidung glich der des Indianers vollkommen.

Jenes interessante Wesen war gut bewaffnet und hielt eine lange Büchse in der Hand.

Sein Begleiter war eine Rothaut, kriegsmäßig bewaffnet und bemalt.

»Nun!«, fuhr derjenige fort, der zuerst gesprochen hatte. »Du siehst ja wahrhaftig aus, als ob du mich nicht kennst, mein Junge. Bei Gott! Du hast ein schlechtes Gedächtnis.«

Die starke Betonung, mit welcher der Mann spanische sprach sowie die fremdartige Redensart war ein Lichtblick für den Oberst.

»El Buitre!«, rief er aus, sich vor die Stirn schlagend.

»Freilich!«, sagte jener lachend, »ich wusste ja, dass du deinen alten Kameraden nicht vergessen haben konntest.«

Diese unerwartete Begegnung war dem Oberst keineswegs angenehm. Er hielt es für angemessen, sich nichts merken zu lassen.

»Welcher Zufall führt dich hierher«, fragte er.

»Und dich?«, erwiderte jener keck.

»Mich! Meine Gegenwart ist natürlich genug und leicht zu erklären.«

»Die meinige gleichfalls.«

»Ah!«

»Ich bin ja hier, weil du hier bist.«

»Hm!«, sagte der Oberst etwas zurückhaltend, »erkläre mir das deutlicher.«

»Dazu bin ich gern bereit. Da aber der Ort hier zu einer Unterhaltung schlecht geeignet ist, folge mir.«

»Erlaube einen Augenblick! Buitre, lieber Freund, wir sind allerdings, wie du gesagt hast, alte Bekannte.«

»Was soll das heißen?«

»Dass ich das größte Misstrauen in dich habe.«

Der Räuber lachte.

»Eine solche Gesinnung macht mir Ehre und ich fühle mich dieser vollkommen würdig. Aber zwei Worte werden genügen, um dich aufzuklären. Hast du in der Kirche des Missionsdorfes einen Dolch gefunden, dessen Griff mit einem eingravierten S gekennzeichnet war?«

»Ja«

»Gut. Jenes Zeichen bedeutete, dass du in diese Richtung gehen solltest, nicht wahr?«

»Allerdings.«

»Und dass du ferner eine oder mehrere Personen treffen würdest, die mit dir zu reden wünschten?«

»Ja.«

»Nun, die Personen, mit welchen du reden sollst, stehen vor dir. Verstehst du jetzt?«

»Vollkommen.«

»In dem Fall wollen wir miteinander reden. Da aber das, was wir zu besprechen haben, nur uns allein angeht, ist es daher überflüssig, andere Unbeteiligte einzubeziehen. Wollen wir uns an einen Ort begeben, wo wir keine unbefugten Zuhörer zu befürchten haben.«

»Wer zum Teufel soll uns denn hier belauschen?«

»Wahrscheinlich niemand. Aber die Vorsicht, mein geschätzter Freund, ist die Mutter der Sicherheit. Seitdem wir uns getrennt haben, bin ich außerordentlich vorsichtig ge-

worden.«

»Gehen wir, wohin du willst.«

»Komm.«

Die drei Männer kehrten in den Wald zurück.

In einiger Entfernung vom Ufer machten sie auf einer geräumigen Waldlichtung Halt, in dessen Mitte sich ein gigantischer, grünlich schimmernder Felsblock erhob.

Die drei Männer kletterten auf den Felsen und streckten sich sorglos auf der oben befindlichen Plattform aus.

Valentin folgte ihnen Schritt für Schritt, sie gingen aber nicht weiter.

»So!«, sagte El Buitre, »hier, glaube ich, können wir reden.«

Die von dem Räuber getroffene Wahl versetzte Valentin anfangs in einige Verlegenheit, doch ließ er sich nicht abschrecken. Der Jäger war daran gewöhnt, ähnliche materielle Hindernisse wie das gegenwärtige zu überwinden. Nachdem er kurze Zeit nachgedacht hatte, blicke er sich spöttisch lächelnd um.

»Auf einen Schurken, meinetwegen«, murmelte er. Hierauf streckte er sich auf den Boden. Das Gras wuchs auf der Lichtung dicht und saftig, und Valentin kroch mit fast unmerklicher Bewegung im Gras in Richtung des Felsens. Er führte seine Bewegungen so vorsichtig aus, dass sich die Grashalme fast nicht bewegten. Nachdem er sich ungefähr eine viertel Stunde lang auf diese Weise fortbewegt hatte, erreichte der Jäger das Ziel, welches er sich gesteckt hatte, indem er eine Stelle erreichte, wo er sich aufrichten konnte, ohne zu befürchten, entdeckt zu werden und im sicheren



Versteck alles hören konnte, was auf der Plattform gesprochen wurde.

Unglücklicherweise hatte ihn das Herankommen so lange aufgehalten, dass er einen Teil, vielleicht den wichtigsten der Unterhaltung versäumt hatte. In dem Augenblick, als er zu lauschen begann, führte El Buitre das Wort.

»Bah!«, sagte er mit der spöttischen Betonung, die ihm eigen war, »ich stehe für den Erfolg. Wie tapfer die Franzosen auch sein mögen, wird doch nicht ein jeder zwei Mann wert sein. Zum Teufel! Lasst mich nur machen.«

»Canarios! Ich will am Galgen hängen, wenn ich mich in eine solche Angelegenheit mische«, antwortete der Oberst, »ich habe bereits zu viel getan!«

»Du zitterst fortwährend. Wie kannst du glauben, dass eine Anzahl Männer, die von einem langen Marsch ermüdet und ohne dem mehr als halb demoralisiert sind, einen Angriff widerstehen werden, welchen der Apachenhäupling mit seinen Kriegern unter der Mitwirkung der achtzig Taugenichtse, welche die mexikanische Regierung zu meiner Verfügung gestellt hat, und der sorgfältig bedacht und überlegt ist?«

»Ich weiß nicht, was die Franzosen tun werden. Jedenfalls wirst du dich selbst überzeugen können, dass es ganze Kerle sind.«

»Desto besser! Dann haben wir Erfolgsaussichten, uns gut zu unterhalten.«

»Sieh dich vor, dass du dich nicht zu gut unterhältst«, erwiderte El Garrucholo hohnlachend.

»Geh zum Teufel mit deinen Einwänden! Du weißt ja üb-

rigens, dass ich es auf ihren Anführer abgesehen habe!«

»Bah! Als ob ein Mann wie du es auf einen Einzelnen abgesehen hätte! Du hast es doch nur auf Gold abgesehen. Aber was hast du für Leute?«

»Civicos, echte Räuber, wahre Galgenschwengel. Sie werden Wunder tun, mein Bester.«

»Was Civicos! Der Einfall ist unbezahlbar. Werden sie nicht vor den Hacienderos gehalten und bezahlt, um gegen die Rothäute zu kämpfen?«

»Mein Gott, ja! Das ist der Lauf der Welt. Dieses Mal werden sie mit den Rothäuten gegen die Weißen kämpfen. Der Einfall ist originell, nicht wahr? Und zwar um so mehr, da sie als Indianer verkleidet sein werden.«

»Das wird ja immer besser! Wie viel Krieger hat der Häuptling?«

»Ich weiß es nicht. Er wird es dir selbst sagen.«

Der Häuptling war während dieser Unterhaltung düster und stumm geblieben.

Der Oberst wandte sich ihm zu und blickte ihn fragend an.

»Mizcoatzin ist ein mächtiger Häuptling«, sagt die Rothaut im Kehlton, der den Indianern eigen ist. »Zweihundert Apachen-Krieger folgen seinem Kriegsbüschel.«

El Garrucholo verzog bedeutsam das Gesicht.

»Trotzdem«, sagte er, »bleibe ich bei meiner Behauptung.«

»Was?«

»Ihr werdet mit einer gewaltigen Gegenwehr rechnen müssen.«

El Buitre hatte Mühe, seinen Unmut zu unterdrücken.

»Genug«, sagte er, »ich sehe, dass du die Indianer nicht kennst. Der Häuptling ist einer der tapfersten Sachem seines Stammes. Er genießt in den Prärien einen guten Ruf, und seine Krieger sind sämtlich auserwählte Leute.«

»Nun gut! Macht, was Ihr wollt, ich wasche meine Hände in Unschuld.«

»Sage mir wenigstens, ob wir auf dich zählen können.«

»Ich werde die Befehle, die mir der General gegeben hat, pünktlich ausführen.«

»Mehr verlange ich nicht von dir.«

»Es ist also nichts geändert worden?«

»Nichts, es bleibt bei derselben Stunde und demselben Signal.«

»Dann ist es unnötig, dass wir darüber noch länger sprechen. Ich werde zur Mission zurückkehren, denn ich muss vermeiden, Verdacht zu wecken.«

»Geh und möge dich der Schwarze weiterhin unter seinen Schutz nehmen.«

»Schönen Dank.«

Der Oberst verließ die Plattform. Valentin dachte eine Zeit lang nach, denn er war unschlüssig darüber, ob er ihm folgen sollte. Nach reiflicher Überlegung war er überzeugt, dass er wahrscheinlich noch wichtige Informationen mitbekommen würde.

El Buitre zuckte mit den Achseln, wandte sich dem Häuptling zu, der noch immer seinen unerschütterlichen Gleichmut bewahrte und sagte: »Der Stolz hat jenen Mann zugrunde gerichtet. Vor wenigen Jahren war es noch ein

lustiger Bruder.«

»Was beschließt mein Bruder jetzt?«

»Nicht viel, ich werde mich versteckt halten, bis die Sonne zwei Drittel ihres Laufes vollbracht hat, und dann zu meinen Kameraden zurückkehren.«

»Der Häuptling wird sich zurückziehen, denn seine Krieger sind noch fern.«

»Gut, wir werden uns also wie vereinbart treffen?«

»Ja, das Bleichgesicht wird von der Seite des Waldes angreifen, während die Apachen von der Flusseite anrücken.«

»Gut. Seien wir aber vor allen Dingen vorsichtig, denn ein Missverständnis könnte uns den größten Nachteil bringen! Ich werde mich der Mission so nah wie möglich nähern, sage euch aber vorher, dass ich mich nicht rühren werde, ehe ich nicht das Zeichen wahrnehme.«

»Ooah! Mein Bruder möge die Ohren öffnen. Das Geheul des Tigers soll ihm die Nähe der Apachen verkünden.«

»Gut, noch eine Warnung Häuptling.«

»Das Bleichgesicht rede.«

»Es ist ausgemacht, dass die Beute zu gleichen Teilen zwischen uns aufgeteilt wird!«

Der Indianer lächelte unheimlich.

»Ja«, sagte er.

»Lasst keinen Verrat zwischen uns treten, Rothaut, sonst schwöre ich bei Gott, dass ich dich lebendig wie einen tolen Hund quälen werde.«

»Die Zunge der Bleichgesichter ist zu lang.«

»Das ist möglich. Beherzige aber meinen Rat, wenn du

nicht willst, dass dir ein Unglück zustößt.«

Der Indianer antwortete nur mit einer verächtlichen Geste, worauf er sich in seinen Bisonmantel hüllte und sich langsam entfernte.

Der Räuber blickte ihm eine Zeit lang nach.

»Elender Hund!«, murmelte er, »sobald ich dich nicht mehr brauche, will ich deine Rechnung schon abschließen. Das ist sicher.«

Der Indianer war verschwunden.

»Ja, was werde ich jetzt machen?«, fuhr El Buitre fort.

Plötzlich sprang ein Mann wie ein Jaguar hervor. Ehe der Räuber begriff, was mit ihm geschah, war er bereits gefesselt und gänzlich wehrlos.

»Ihr wisst nicht, was Ihr machen sollt? Ich will es Euch sagen«, entgegnete Valentin und setzte sich gelassen neben ihm.

Nachdem der erste Schreck überwunden war, fand der Räuber seine volle Fassung und Frechheit wieder zurück und blickte den Jäger unverschämt an.

»Bei Gott! Ich kenne Euch nicht, Kamerad«, antwortete er, »muss aber bekennen, dass Ihr einen Meisterstreich vollbracht habt.«

»Ihr seid ein Kenner.«

»Ein wenig.«

»Ja, ich weiß es.«

»Ihr habt mich aber ein wenig zu festgebunden, denn Eure verteufelte Reata dringt mir ins Fleisch.«

»Bah! Daran werdet Ihr Euch gewöhnen.«

«Hm!«, sagte der Bandit, »Ihr habt wohl alles gehört, was

gesprachen wurde?«

»So ziemlich.«

»Hol' mich der Teufel! Man kann in der Wildnis wirklich nicht mehr reden, ohne belauscht zu werden.«

»So ist es, es ist ein Übelstand.«

»Man muss sich eben damit abfinden. Was sagtet Ihr?«

»Ich? Gar nichts.«

»Verzeiht, ich glaubte, dass Ihr mich etwas gefragt habt. Aller Wahrscheinlichkeit nach habt Ihr mich nicht zum Vergnügen wie ein Bündel Tabak zusammengeschnürt.«

»Nicht ganz unrichtig bemerkt. Ich verband damit allerdings noch einen anderen Zweck.«

»Welchen?«

»Ich wollte mich eine Weile Eurer Unterhaltung erfreuen.«

»Ihr seid zu gütig.«

»Man hat in der Wildnis so wenig Gelegenheit sich zu unterhalten.«

»Allerdings.«

»Ihr befindet Euch auf einen Streifzug?«

»Freilich, man muss ja doch etwas tun.«

»Sehr wahr. Seid so gut, mir einige Einzelheiten mitzuteilen.«

«Worüber?«

»Über Euer Vorhaben.«

»Ja, so gern ich es möchte, ist mir es leider unmöglich.«

»Schau! Warum denn?«

»Ich weiß selbst nicht viel.«

»So!«

»Ja, darüber hinaus bin ich sehr inkonsequent und es genügt, dass man mich um etwas bittet, damit ich mich weigere.«

Valentin lächelte und zog sein Messer, dessen glänzende Klinge bläulich schimmerte.

»Selbst wenn man Euch durch triftige Gründe überführt?«

»Dergleichen kenne ich nicht«, versetzte der Räuber hohnlachend.

»Oho!«, sagte Valentin, »dennoch hasse ich es, Euch umzustimmen.«

»Versucht es! Hört«, fuhr er in verändertem Ton fort, »wir haben nun lange genug Komödie gespielt. Ich bin in Eurer Gewalt und nichts kann mich retten. Tötet mich, wenn Ihr wollt, ich werde aber kein Wort sagen.«

Die Männer wechselten einen vielsagenden Blick.

»Ihr seid ein Dummkopf«, sagte Valentin, »und versteht mich nicht.«

»Ich verstehe vollkommen, dass ich Euch die Geheimnisse unseres Unternehmens verraten soll.«

»Ihr seid ein Einfaltspinsel, Teuerster! Ich habe Euch ja gesagt, dass ich alles weiß.«

Der Räuber schien einen Augenblick nachzudenken.

»Was wollt Ihr denn?«, fragte er.

»Euch einfach für mich zu gewinnen.«

»Hm! Das wird Euch aber teuer zu stehen kommen.«

»Aber Ihr sagt nicht Nein!«

»Ich sage niemals Nein!«

»Gut, jetzt redet Ihr vernünftig.«

»Wer weiß?«

»Wie hoch schlagt Ihr einen Beuteanteil von heute Nacht an?«

El Buitre blickte ihn so durchdringend an, als wollte er seine Gedanken erraten.

»Wie gesagt, das wird teuer werden.«

»Ja, besonders wenn man Euch an den Galgen hängt.«

»Oho.«

»In Geschäften muss man alles bedenken.«

»Ihr habt recht.«

»Und zwar um so mehr, da ich Euch niederschieße wie einen Hund, wenn Ihr meinen Vorschlag ablehnt.«

»Das klingt tröstlich.«

»Ihr seit gewarnt. Lasst uns verhandeln und stellt Eure Forderung.«

»Fünfzehntausend Piaster«, rief der Räuber aus, »nicht einen Ochavo darunter!«

»Bah! Das ist nicht viel.«

»Was?«, versetzte jener verwundert.

»Ich gebe Euch zwanzigtausend.«

Trotz seiner Fesseln sprang der Räuber auf.

»Topp!«, rief er aus und fuhr nach einer Weile fort, »aber wo ist das Geld?«

»Glaubt Ihr, dass ich dumm genug sein werde, Euch im Voraus zu bezahlen?«

»Aber, ich dachte ...«

»Was fällt Euch ein, Ihr seid von Sinnen, Compadre. Jetzt haben wir uns verständigt. Ich will Euch daher losbinden, damit mit der Bewegungsfreiheit auch das gesunde Urteils-



vermögen wiederkehrt.«

Er löste die Reata, worauf El Buitre sofort aufsprang, mit den Füßen stampfte, um sein erstarrtes Blut in Gang zu bringen, und sich dem Jäger zuwandte, der lächelnd auf sein Gewehr gelehnt dastand und ihn betrachtete.

»Könnt Ihr mir wenigstens eine Sicherheit geben?«, fragte er.

»Ja, und zwar eine gute.«

»Welche?«

»Das Wort eines ehrlichen Mannes.«

Der Räuber schnitt ein Gesicht.

Valentin schien es nicht zu bemerken, sondern fuhr fort: »Ich bin derjenige, welchen die Weißen und die Indianer als Fährtenfinder benannt haben. Mein Name ist Valentin Guittois.«

»Seid Ihr das?«, rief El Buitre seltsam bewegt aus, »Ihr seid also der Fährtenfinder?«

»Das bin ich«, antwortete Valentin einfach.

El Buitre schritt auf der Plattform hastig auf und ab, wobei er unartikulierte Worte ausstieß und heftig erregt zu sein schien. Plötzlich blieb er vor dem Jäger stehen.

»Ich schlage ein«, sagte er kurz.

»Ihr werdet Euer Geld morgen erhalten.«

»Ich verlange nichts.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Lassen Sie mich noch einige Tage mein Geheimnis bewahren, Valentin. Dann will ich Ihnen mein Benehmen erklären. Obgleich ich ein Räuber bin, ist doch nicht jedes Gefühl in mir erloschen. Eines wenigstens ist rege genug - die

Dankbarkeit. Vertraut mir, Ihr werdet fortan keinen treueren Verbündeten sowohl zum Guten als zum Bösen haben.«

»Der Ton, in welchem Ihr redet, ist nicht der eines Betrügers. Ich will Euch daher vertrauen, ohne mich näher nach dem Grunde dieser plötzlichen Sinneswandelung zu erkundigen.«

»Später sollt Ihr alles erfahren, und ich bitte Euch, mir jetzt, wo wir allein sind, Euren Plan ausführlich mitzuteilen, damit ich Euch wirksam unterstützen kann.«

»Ja«, versetzte Valentin, »die Zeit drängt.«

Die beiden Männer blieben noch zwei Stunden zusammen, um den Plan des Jägers zu besprechen. Als alles zwischen ihnen geklärt war, trennten sie sich, und Valentin kehrte zum Missionsdorf zurück, indessen El Buitre seine Kameraden aufsuchte, die sich in der Nähe versteckt hielten.

## **Kapitel 4**

### **Der Ausbruch**

Während Valentins Abwesenheit fanden im Missionsdorf sehr wichtige Ereignisse statt.

Der Graf von Prébois-Crancé hatte seine Briefe beendet und stand, diese in der Hand haltend, vor einem berittenen Peonen, welchem er seine letzten Weisungen erteilte, als man die äußersten Vorposten rufen hörte: »Wer da«, welcher Ruf sofort auf der ganzen Linie wiederholt wurde.

Bei diesem Ruf, an welchen er zwar gewöhnt war, zog sich das Herz Don Louis krampfhaft zusammen. Kalter Schweiß trat auf seine Stirn, sein Gesicht wurde totenblass. Er fühlte sich so schwach, dass er gezwungen war, sich gegen eine Mauer zu lehnen.

»Mein Gott«, stammelte er vor sich hin, »was ist mir?«

Man wird vergebens versuchen, das innere Gefühl oder die Vorahnung zu erklären, die dem Grafen ein nahes Unglück verkündete. Wir bekennen unsere Unfähigkeit und begnügen uns die Tatsache zu berichten.

Der Graf bemühte sich, seine unerklärliche Aufregung zu bekämpfen. Es gelang ihm mit Aufbietung seiner vollen Willenskraft, ebenso kaltblütig, ruhig und gelassen zu werden, als er vorher unruhig gewesen war. Er war entschlossen, den kommenden Ereignissen mit Fassung und Ruhe entgegenzugehen, trotzdem er die Vorahnung eines Unglückes deutlich fühlte.

Man hatte den Wachen geantwortet und es entstand einiges an Widersprüchlichem.

Don Cornelio kam mit verstörter Miene und in größter Aufregung zum Grafen.

»Señor Condé«, sagte er atemlos, worauf er innehielt.

»Nun«, fragte der Graf, »was bedeutet das Geschrei, das ich gehört habe?«

»Señor«, fuhr Don Cornelia mit mühsam errungener Fassung fort, »Der General Guerrero in Begleitung seiner Tochter und mehrerer Herren und Damen verlangt vorgelesen zu werden. Er führt ein zahlreiches Gefolge mit sich.«

»Er soll mir willkommen sein. Hat er sich endlich entschlossen, ohne Unterhändler mit mir zu verkehren!«

Don Cornelio entfernte sich, um den erhaltenen Auftrag zu auszuführen. Kurze Zeit später näherte sich eine imposante Gesellschaft, an deren Spitze der General Guerrero ritt.

Der General war blass und runzelte die Brauen. Man erriet, dass er den Zorn, der in seinem Inneren gährte, nur mit Mühe unterdrückte.

Die Abenteurer standen in verschiedenen Gruppen, stolz in ihre Lumpen gehüllt da und betrachteten neugierig die mexikanischen Offiziere, deren Uniformen mit reichen Vergoldungen verziert waren und die sie so eitel machte, dass sie nur verächtliche Blicke auf ihre Umgebung warfen.

Der Graf ging dem General einige Schritte entgegen, entblößte sein Haupt mit anmutiger Gebärde und sagte im freundlichen Ton: »Seid mir willkommen, General, ich freue mich über Euren Besuch.«

Der General berührte seinen Federhut nicht einmal mit der Hand, sondern hielt zwei Schritte von dem Grafen plötzlich sein Pferd an und sagte aufgebracht: »Was soll das heißen, Señor? Ihr lasst Euch ja bewachen wie in einer Festung! Ihr habt, weiß Gott so viele Wachen und Patrouillen um das Lager aufgestellt, als ob Ihr eine Armee zu befehligen hättet.«

Der Graf biss sich auf die Lippen, bezwang sich aber und sagte in ruhigem jedoch ernstem Ton: »Wir befinden uns an der Grenze der Despoblados - oder der Wildnis -, General, und unsere Sicherheit hängt von unserer Wachsamkeit ab.

Obwohl ich nicht der Befehlshaber einer Armee bin, muss ich doch für die Sicherheit der Leute eintreten, die ich anzuführen die Ehre habe. Aber ich bitte Euch, General, vom Pferd zu steigen, damit wir die ernstesten Angelegenheiten, welche Euch wahrscheinlich herführen, bequemer verhandeln können.«

»Ich werde nicht absteigen, Señor, auch niemandem unter meinem Gefolge gestatten, es zu tun, bis Ihr mir Euer seltsames Benehmen erklärt habt.«

Die blauen Augen des Grafen blitzten so zornig auf, dass sich der General unwillkürlich abwandte.

Die Unterhaltung fand unter freiem Himmel statt und in Gegenwart der Franzosen, die sich um die Neuankömmlinge geschart hatten. Die Geduld der Abenteurer schien nachzulassen, da dumpfes Murren zu hören war. Der Graf beschwor die Männer durch einen Wink, worauf sofort wieder Ruhe einzog.

»General«, fuhr Don Louis mit unerschütterlicher Ruhe fort, »Ihr richtet strenge Worte an mich. Ich war weit entfernt, darauf gefasst zu sein, besonders nach dem Benehmen, welches ich seit meiner Ankunft in Mexiko beobachtet habe, und der Mäßigung, die ich nie aus den Augen verlor.«

»Das ist leeres Geschwätz, Señor!«, rief der General aufgebracht aus. »Euch Franzosen fehlt es nie an einschmeichelnden Worten, wenn es sich darum handelt, uns zu hintergehen. Aber bei Gott! Ich werde Euch zur Vernunft bringen, das lasst Euch gesagt sein.«

Der Graf richtete sich auf, während seine Wangen fieber-

haft glühten. Er setzte den Hut, den er bisher in der Hand gehalten hatte, rasch auf, blickte den General durchdringend an, und sagte, mit vor Erregung bebender Stimme, denn kaum vermochte er seiner Entrüstung zu gebieten: »Ich erlaube mir Euch darauf aufmerksam zu machen, Señor Don Sebastian Guerrero, dass Ihr meinen Gruß nicht erwidert habt und Euch einem Edelmann gegenüber, dessen Abstammung mindestens so edel ist als die Eurige, seltsamer Ausdrücke bedient. Ist das etwa die gerühmte mexikanische Höflichkeit? Kommt zur Sache Caballero, ohne Euch einer Sprache zu bedienen, die sowohl Eurer als meiner unwürdig ist. Redet offen, damit ich ein für alle Mal weiß, was ich von den beständigen Verzögerungen und Verrätereien zu halten habe, deren Opfer ich fortwährend bin.«

Der General dachte bei dieser kecken Anrede eine Weile nach, dann zog er mit rasch gefasstem Entschlusse den Hut, grüßte den Grafen höflich und sagte mit völlig verändertem Ton und Wesen: »Verzeiht mir, Caballero, dass ich mich zu Worten und Taten habe hinreißen lassen, die ich jetzt bedaure.«

Der Graf lächelte verächtlich. »Eure Entschuldigung genügt, mein Señor«, sagte er.

Bei dem Wort Entschuldigung bebte der General, fasste sich aber schnell. »Wo wollen Sie die Befehle der Regierung entgegennehmen?«

»Hier, Señor; ich habe Gott sei Dank meinen wackeren Kameraden gegenüber nichts zu verbergen.«

Der General war offenbar unzufrieden, stieg aber doch

vom Pferd. Die Damen und Offiziere, welche ihn begleiteten, folgten ihm. Nur das Gefolge blieb mit bereitgehaltenen Waffen in geschlossenen Reihen in den Sätteln sitzen.

Auf einen Befehl Don Louis hatte man mehrere Tische aufgestellt und Erfrischungen aufgetragen, welche die französischen Offiziere mit der liebenswürdigen Anmut die ihnen eigen ist, herumreichten.

Der General und der Graf hatten auf Butaccas Platz genommen, welche vor der Tür der Missionskirche standen. Ein Tisch mit Federn, Tinte und Papier befand sich daneben.

Die beiden Männer schwiegen ziemlich lange.

Offenbar wollte keiner von beiden den Anfang machen, bis sich endlich der General dazu entschloss.

»Oho!«, sagte er, »Ihr habt ja sogar Kanonen.«

»Wusstet Ihr es nicht, General?«

»Nein, wahrhaftig!«

Er lachte spöttisch und fügte hinzu: »Habt Ihr die Absicht, die Apachen mit solchen Waffen zu verfolgen?«

»Jetzt mehr als je, General«, antwortete Louis trocken. »Obgleich ich gegenwärtig noch nicht weiß, zu welchem Zwecke ich das Geschütz verwenden werde, so weiß ich doch, dass es verwendbar ist und mich im Notfall nicht verlassen wird.«

»Soll das eine Drohung sein, Señor?«, fragte der General.

»Weshalb sollte ich drohen, wo ich handeln kann?«, erwiderte der Graf unumwunden. »Es handelt sich jetzt aber nicht darum, und ich erwarte, dass Sie die Güte haben, mir mitzuteilen, welche Absichten Ihre Regierung mit mir hat?«

»Sie sind durchaus gut und väterlich.«

»Ich erwarte Ihre Erklärung, ehe ich mich darüber ausspreche.«

»Die Botschaft, welche ich zu überbringen habe, ist folgende.«

»So, Ihr habt einen Auftrag für mich?«

»Ja.«

»Ich höre, Caballero.«

»Der Auftrag ist durchaus väterlich.«

»Ich bin davon überzeugt. Lassen Sie hören, was die Absichten der Regierung sind.«

»Ich würde allerdings wünschen, dass sie besser wären, doch sind sie auch so, wie ich glaube, annehmbar.«

»Ich ersuche Euch, sie mir mitzuteilen, General.«

»Ich bin selbst gekommen, Señor Condé, um dadurch den ungünstigen Eindruck wieder zu verwischen, den die Vorschläge der Regierung auf Euch machen könnten.«

»So«, sagte der Graf, »Man macht mir also Vorschläge! Das heißt mit anderen Worten, man stellt mir Bedingungen; sehr wohl.«

»Ach Condé, Condé, Sie verstehen meine Worte falsch!«

»Verzeihung, General, ich bin aber, wie Ihr wisst, in Eurer herrlichen spanischen Sprache nicht sehr bewandert. Trotzdem danke ich Euch herzlich, dass Ihr die unerfreuliche Pflicht übernommen habt, mir jene Vorschläge zu überbringen.«

Er sprach die Worte mit einem leisen Anflug von Spott, der dem Generale alle Fassung benahm.

»Ich erlaube mir, Euch zu eröffnen, General, dass wir nur



noch wenige Meilen von den Minen entfernt sind, meine Lage daher um so peinlicher für mich ist, da sowohl ich als auch diejenigen, welche ich bevollmächtigt hatte, persönlich mit den Behörden des Landes zu verhandeln, stets nur ausweichende Antworten erhalten haben.«

»Das ist freilich wahr und ich begreife es vollkommen. Auch wird Euch Oberst Flores, den Ihr vor einigen Tagen zu mir geschickt hattet, mitgeteilt haben, wie sehr ich es bedaure. Verliere ich doch ebenso viel dabei wie Ihr. Unglücklicherweise bin ich, wie Ihr zugeben werdet, lieber Graf, gezwungen, zu gehorchen.«

»Das sehe ich vollkommen ein«, antwortete Louis ironisch. »Es muss Euch gewiss sehr nahe gehen.«

»Leider!«, sagte der General, der immer verlegener wurde und innerlich anfang, zu bereuen, dass er kein zahlreicheres Gefolge mitgenommen hatte.

»Da es aber unnötig ist, eine Lage, welche Euch so peinlich ist, auf unbestimmte Zeit andauern zu lassen, bitte ich, sich ohne weitere Umschweife zu erklären.«

»Hm! Bedenkt wenigstens, dass ich auf keinen Fall dafür verantwortlich bin.«

Wir müssen der Wahrheit gemäß bekennen, dass sich der General fürchtete.

»Nun, vorwärts.«

»Hier sind die Vorschläge. Man bedeutet Euch ...«

»Oho! Der Ausdruck ist stark«, bemerkte Louis.

Der General zuckte die Achseln, als wolle er sagen, dass er für den Wortlaut nichts könne.

»Also«, sagte der Graf, »man bedeutet uns ...«

»Ja, erstens einzuwilligen, Eure Eigenschaft als Franzose aufzugeben ...«

»Verzeihung«, sagte der Graf, indem er seine Hand auf die Schulter des Generals legte, »einen Augenblick, wenn ich bitten darf. Was Ihr mir mitzuteilen habt, betrifft, wie ich sehe, auch meine Begleiter. Es ist daher meine Pflicht, sie der Vorlesung der Bedingungen beiwohnen zu lassen. Ihr habt diese schriftlich, nicht wahr, General?«

»Ja«, stotterte der General, der sehr blass wurde.

»Sehr wohl. Die Signalisten sollen zur Versammlung blasen«, rief der Graf mit lauter befehlender Stimme.

Zehn Minuten später hatte sich die ganze Compagnie um den Tisch geschart, an welchem der Graf und der General saßen.

Don Louis blickte sich forschend um, da gewahrte er, dass auch die mexikanischen Offiziere und die Damen neugierig näher getreten waren.

»Stühle für die Caballeros und die Damen«, befahl er. »Entschuldigen Sie, Señoras, wenn ich Sie nicht mit dem Respekt behandle, der Ihnen gebührt. Ich bin aber nur ein armer Abenteurer und wir befinden uns in der Wildnis.«

Hierauf nahm jeder Platz.

»Ich bitte um die Abschrift jener Vorschläge«, sagte der Graf zum General. »ich will sie selbst vorlesen.«

Der General gehorchte unwillkürlich.

»Meine Señores und lieben Kameraden«, sagte Don Louis in scharfem bestimmten Ton, in dessen Klange ein mühsam verhaltener Zorn bebte. »Als ich Euch in San Francisco anwarb, habe ich Euch die authentischen Akten vorgelegt, die

mir den Besitz der Minen von La Plancha de Plata zuerkennen, nicht wahr?«

«Ja!«, riefen die Abenteurer einmütig.

»Ihr habt gesehen, dass diese Dokumente von Don Antonio Pavo, dem Präsidenten der mexikanischen Republik und dem hier anwesenden, Don Sebastian Guerrero, unterzeichnet waren. Ihr wusstet also, unter welchen Bedingungen Ihr eintratet und welche Verpflichtungen die mexikanische Regierung gegen uns einging. Heute, nach dreimonatigen Märschen und Gegenmärschen, nachdem Ihr ohne zu murren alle Täuschungen ertragen habt, wie es der mexikanischen Behörde gefiel, uns zu bereiten. Nachdem Ihr durch ein gutes Betragen und eine strenge Mannszucht bewiesen habt, dass Ihr auf jede Weise würdig wäret, den erhaltenen Auftrag zu erfüllen, nachdem endlich alle Hindernisse, die man uns geflissentlich in den Weg legte, überwunden und wir kaum zehn Meilen von den heiß ersehnten Minen sind, sollt Ihr durch mich erfahren, was die mexikanische Regierung von Euch verlangt, denn Ihr seid dabei noch mehr beteiligt als ich.«

Die Neugierde malte sich auf den Gesichtern aller Abenteurer.

»Redet! Redet!«, riefen sie aus.

»Es werden Euch drei Punkte vorgeschrieben: Erstens bedeutet man Euch, dass Ihr Eurer Eigenschaft als Franzosen entsagen und Mexikaner werden müsst. Unter der Bedingung könnt Ihr, vorausgesetzt, dass Ihr keinen Sold beansprucht und Euch dem Oberbefehl des Generals Guerrero fügt, dessen Adjutant ich sein soll, die Minen ausbeuten.«

Ein humorvolles Gelächter folgte diesem Vorschlag.

»Die zweite. Lasst die zweite Bedingung hören«, riefen einige.

»Donnerwetter!«, riefen andere, »die Mexikaner sind nicht dumm, wenn sie uns zu Landsleuten machen wollen.«

»Weiter, weiter«, brüllten die Übrigen.

Der Graf winkte, worauf die Ruhe wieder eintrat.

»Zweitens befiehlt man Euch, wenn Ihr Franzosen bleiben wollt, Euch mit Sicherheitskarten zu versehen. Mit diesen könnt Ihr ungehindert gehen, wohin Ihr wollt. Als Fremde aber ist es Euch verboten, auf den Besitz, das heißt die Ausbeute der Minen, Ansprüche zu erheben. Ihr habt mich verstanden, nicht wahr?«

»Ja, ja. Weiter, weiter!«

»Ich habe die Mexikaner nicht für so eingebildet gehalten«, bemerkte ein Spaßvogel.

»Drittens endlich befiehlt man mir persönlich, meine Compagnie auf fünfzig Mann zu reduzieren, mich unter den Befehl eines mexikanischen Offiziers zu stellen. Und unter der Bedingung ist es der Compagnie gestattet, sofort von den Minen Besitz zu nehmen.«

Als der Anführer seine Vorlesung beendet hatte, entstand ein so schallendes Gelächter, Geschrei und Geheul, dass man fast eine Viertelstunde lang kein Wort reden konnte.

Endlich gelang es dem Grafen mit großer Mühe, die Ruhe wieder herzustellen.

»Das sind die väterlichen Absichten, welche die mexikanische Regierung für uns hegt. Was meint Ihr dazu, meine

Freunde? Ich bitte Euch aber, lasst Euch nicht durch Eure gerechte Entrüstung hinreisen, sondern erwägt reiflich, was Ihr in Eurem eigenen Interesse beschließen wollt. Mein Entschluss ist bereits gefasst, und zwar so unabänderlich, dass ich selbst um den Preis meines Lebens nicht davon abgehen würde. Aber Ihr, meine Brüder und Freunde, müsst selbst entscheiden, denn Eure Interessen sind nicht die meinen. Opfert Euch daher nicht aus Freundschaft und Hingebung für mich auf. Ihr kennt mich gut genug, um zu wissen, dass Ihr meinem Worte trauen dürft. Diejenigen von Euch, welche mich verlassen wollen, steht es frei, dies zu tun. Ich werde ihnen nicht nur keine Hindernisse entgegenstellen, sondern es ihnen auch nicht nachtragen. Die seltsame Lage, in welche uns die Wortbrüchigkeit der Mexikaner versetzt, schreibt mir ein Benehmen vor, nach welchem Ihr Euch nicht zu richten braucht, ohne Eurer Ehre etwas zu vergeben. Von Stunde an entbinde ich Euch jeder Verpflichtung gegen mich. Aber wenn ich auch nicht Euer Anführer bin, bleibe ich doch Euer Bruder und Freund.«

Kaum hatte er ausgedet, als sich die Abenteurer ungestüm und in wilder Hast um ihn scharten, ihn schreiend und weinend umgaben, in ihren Armen empor trugen, kurz, ihn die unzweideutigsten Beweise ihrer Treue und Ergebenheit gaben.

»Es lebe der Graf! Es lebe Louis! Es lebe unser Anführer! Nieder mit den Mexikanern! Nieder mit den Verrätern!«

Dir Aufregung stieg in einem Grade, welche den im Lager anwesenden Mexikanern gefährlich zu werden drohte. Die Entrüstung hatte ihren Gipfel erreicht. Indessen gelang

es dem Einfluss des Grafen und dem energischen Auftreten der französischen Offiziere, die Gemüter zu beruhigen und die gewohnte Ruhe wieder herzustellen.

Der General Guerrero, der anfangs über die Wirkung betroffen war, welchen die unglücklichen Vorschläge, deren Überbringer er war, auf die Franzosen machten, hatte sich doch bald wieder beruhigt, besonders als er mitbekam, mit welcher Biederkeit und Selbstverleugnung ihn der Graf gegen den gerechten Unwillen seiner Gefährten geschützt hatte. Nachdem er die Überzeugung gewonnen, dass er einem so edlen Menschen gegenüber, wie der Graf es war, den er so schändlich hintergangen hatte, nicht zu befürchten habe, beschloss er, einen Hauptstreich auszuführen.

»Caballeros«, sagte er, in dem einschmeichelndem Ton, der den Mexikanern eigen ist, »gestattet mir, Euch einige Worte zu sagen.«

Bei diesem Verlangen war der Tumult im Begriff wieder auszubrechen, doch gelang es dem Grafen eine drohende Stille, wenn man so sagen kann, wieder herzustellen.

»Redet, General«, sagte er.

»Meine Señores«, fuhr Don Sebastian fort, »ich habe nur wenige Worte hinzuzufügen. Der Graf von Prébois-Crancé hat Euch die Bedingungen vorgetragen, die Euch die mexikanische Regierung auferleg. Er hat Euch aber nicht sagen können, was geschehen wird, wenn Ihr Euch weigert, diese einzugehen.«

»Das ist allerdings wahr, mein Señor. Seid daher so gut, uns darüber aufzuklären.«

»Es ist eine schwere Pflicht für mich, doch darf ich mich

derselben, in Eurem Interesse, Caballeros nicht entziehen.«

»Zur Sache, zur Sache!«, riefen die Abenteurer.

Der General entfaltete ein Manuskript und las nach einigem Bedenken, mit bebender Stimme wie folgt: »Der Graf Don Louis de Prébois-Crancé und alle, die ihm treu ergeben bleiben, sollen als Räuber angesehen werden, als geächtet erklärt, als Missetäter verfolgt, vor ein Kriegsgericht gestellt und binnen 24 Stunden erschossen werden.«

»Ist das alles, Señor?«, fragte der Graf gelassen.

»Ja«, antwortete der General stotternd.

Auf einen Wink des Grafen wurden die beiden Papiere, auf welchen die Vorschläge und die Ächtung verzeichnet waren, an einen Baumstamm genagelt.

»Ihr habt Euch jetzt Eures Auftrages entledigt, nicht wahr? Ihr habt nichts mehr hinzuzufügen?«

»Ich bedaure, Señor Condé ...«

»Genug, mein Señor! Wenn ich wirklich ein Räuber wäre, wie es Euch gefällt mich gütigst zu nennen, so wäre es mir ein Leichtes, Euch hier festzuhalten, mit Eurem ganzen Gefolge und mich nach Herzenslust an Euch zu rächen. Aber, trotz Eurer Behauptung, bin weder ich noch die Leute, welche ich zuführen die Ehre habe, Räuber, und Ihr könnt Euch ebenso ungehindert entfernen, wie Ihr gekommen seid. Nur glaube ich, dass es ratsam erscheint, Eure Abreise nicht aufzuschieben.«

Der General ließ es sich nicht zwei Mal sagen.

Er hatte, seit zwei Stunden, dem Tode nahe genug ins Auge geschaut, wenigstens glaubte er es, um noch zu wünschen, sich länger im Lager aufzuhalten. Er gab daher so-

fort den Befehl, aufzubrechen.

In dem Augenblick trat Dona Angela plötzlich aus der Mitte der Frauen, unter welchen sie sich bisher versteckt gehalten hatte, und schritt, majestätisch in ihren Rebozo gehüllt, mit flammenden Blicken und stolzer Haltung näher.

»Halt!«, sagte sie in einem so entschlossenen und gebieterischen Ton, dass sie alle verwundert ansahen.

»Fräulein«, sagte Louis zu ihr, »ich beschwöre Sie.«

»Lassen Sie mich reden!«, sagte sie fest, »lassen Sie mich reden, Señor Condé. Da es in unserem unglücklichen Lande niemand wagt, sich gegen den schändlichen Verrat aufzulehnen, dessen Opfer Sie sind, sehe ich, ein Weib, die Tochter Ihres Todfeindes, mich veranlasst, laut und vor allen zu erklären, dass Sie, Graf, der einzige geniale Mann sind, der imstande ist, das unglückliche Land zu retten. Man verkennt, schmäht Euch und nennt Euch einen Räuber. Wohlan, sei es darum! Selbst als Räuber, Don Louis, liebe ich Euch! Fortan gehöre ich Euch, und nur Euch! Beharrt in Eurem großmütigen Unternehmen. Solange ich lebe, wird es in dem von Gott verfluchten Land ein Wesen geben, das für Euch betet! Lebt jetzt wohl, ich schenke Euch mein Herz.«

Der Graf kniete vor dem edlen Mädchen nieder, küsste ihr ehrerbietig die Hand und sagte, mit gen Himmel gerichteten Blick und bewegter Stimme: »Ich danke Ihnen, Dona Angela. Ich liebe Sie, und was auch geschehen möge, werde ich mich Ihrer Liebe würdig zeigen.«

»Jetzt wollen wir fort, mein Vater«, sagte sie zu dem General, der ganz außer sich vor Wut war, sich aber beherr-



schen musste. Dann wandte sie sich ein letztes Mal dem Grafen zu und sagte: »Auf Wiedersehen, Don Louis, mein Verlobter! Wir sehen uns bald.«

Sie verließ das Lager unter dem begeisterten Jubelgeschrei der Abenteurer.

Die Mexikaner zogen errötend und mit gesenkten Blicken ab. Sie waren unwillkürlich beschämt, über den schändlichen Verrat, den sie begangen hatten, besonders weil es Leute traf, welche sie selbst herbeigerufen hatten, worauf sie diese vier Monate lang mit falschen Versprechungen hingehalten und im Begriff waren, sie wie wilde Tiere zu hetzen.

Es waren seit jenem Auftritt kaum zwei Stunden verstrichen, als Valentin in das Lager zurückkam.

## **Kapitel 5**

### **Der erste Schuss**

Die durch den Besuch des Generals hervorgerufene Aufregung legte sich allmählich. Die Franzosen, welche seit so langer Zeit von den Mexikanern gefoppt und hingehalten wurden, waren fast erfreut darüber, sich endlich vom Netz aus Lug und Trug befreit zu sehen, in welchem sie gefangen gewesen waren, ohne einen Ausweg finden zu können. Sie scherzten und lachten, mit der Sorglosigkeit, die der Grundzug des französischen Charakters ist, über die Mexikaner im Allgemeinen und die Behörden des Landes im Besonderen, über welche sie hauptsächlich zu klagen hatten,

ohne dass sie bisher, aus Rücksicht auf den Grafen, ein Wort darüber gesagt hatten. Ihr Vertrauen zu dem Grafen war so groß, dass sie, ohne zu bedenken, dass sie eine kleine Anzahl Männer, und hilf- und schutzlos mehr als sechstausend Meilen von ihrem Vaterland entfernt waren, ihrer abenteuerlichen Fantasie freien Lauf ließen und sich in den tollsten Träumen wiegten. Mit ernsthafter Miene entwarfen und berieten sie sich über die tollkühnsten Pläne, ohne dass es den arglosen Freibeutern einfiel, sich einzugestehen, dass auch ihre vernünftigsten Wünsche unerreichbar sein.

Louis wollte den Eifer seiner Freiwilligen nicht verfliegen lassen. Nachdem er seinen Offizieren seine Pläne mitgeteilt hatte, die mit Begeisterung aufgenommen wurden, berief er auf den Rat Valentins eine allgemeine Versammlung ein.

Die Signalisten bliesen und die Abenteurer scharten sich um das Hauptquartier.

»Meine Herren«, sagte der Graf, »Sie sehen, in welche Lage uns die Wortbrüchigkeit der mexikanischen Behörden versetzt. Unterdessen ist diese meiner Ansicht nach keineswegs verzweifelt. Jedoch darf ich Ihnen nicht verhehlen, dass sie bedenklich ist, und wie ich aus guter Quelle weiß, noch bedenklicher werden dürfte. Wir haben die Wahl zwischen zwei Wegen, um uns aus der Verlegenheit zu ziehen. Erstens können wir uns in Eilmärschen nach Guayamas begeben, ein Schiff beschaffen und absegeln, ehe unsere Feinde Zeit gefunden, unserer Abreise zu verhindern.«

Ein lautes Murren nahm diesen Vorschlag auf.

»Meine Herren«, fuhr der Graf fort, »es war meine Pflicht, Ihnen diesen Vorschlag zu machen. Sie können sich darü-

ber untereinander beraten. Sagt dieser Ihnen nicht zu, so wird es genügen, um ihn aufzugeben. Der zweite ist folgender: Seit der Unabhängigkeitserklärung Mexikos leidet das Land unter den schändlichsten Barbaren. Es wäre eine große Tat, dem Volk Beistand zu leisten oder es wenigstens zu versuchen. Gegenwärtig ist Kalifornien mit den Auswanderern aus den Vereinigten Staaten überschwemmt, und sie machen es den Übrigen nicht nur unmöglich, fortzukommen, sondern versagen ihnen sogar die gleichen Rechte wie ihnen. Die hier in Sonora versammelte Truppe besteht aus zweihundert entschlossenen Franzosen, die gut bewaffnet und ausgebildet sind. Bemächtigen wir uns irgendeiner großen Stadt, um vor allen Dingen einen Ausgangspunkt für unsere Operationen zu haben. Hiermit ziehen wir die französischen Auswanderer nicht nur in Kalifornien, sondern in ganz Amerika an uns, befreien Sonora, machen das Land unabhängig und stark, zivilisieren es, sei es auch gegen seinen Willen und begründen dadurch nicht nur eine Stätte für die französischen Auswanderer, sondern erheben ein entwürdigtes Volk und bilden eine Kolonie, welche dem Einfluss Nordamerikas in dieser Gegend die Waage zu halten, und den fortwährenden Übergriffen der Union wirksam entgegenzutreten vermag. Wir erwerben uns Rechte aus dem Dank unseres Vaterlandes und rächen uns an unseren Feinden, wie es Franzosen würdig ist. Wir erwidern ihre Kränkungen durch selbstlose Hilfe und Unterstützung. Das sind die zwei einzigen Wege, meine Herren, die wir einschlagen können und solchen Männern, wie wir es sind, würdig zu Gesicht steht. Erwägt meine Worte

mit Bedacht, überlegt meine Vorschläge reiflich und teilt mir morgen beim Anbruch des Tages durch Eure Offiziere mit, was Ihr beschlossen habt. Eins bitte ich Euch besonders zu bedenken, Kameraden. Und zwar, dass Ihr die strengste Disziplin aufrechterhalten müsst, mir unbedingten Gehorsam schuldig seid und mir blind vertraut. Versäumt Ihr nur eine der eben genannten Pflichten, so sind wir alle verloren, denn dann ist die Möglichkeit des Widerstandes vertan und wir daher der Willkür unserer Feinde ausgeliefert. Ich gebe Euch übrigens hiermit nochmals das feierliche Versprechen, Euch in keiner Lage und wegen noch so lockender Angebote zu verlassen. Wir werden miteinander untergehen oder siegen!«

Diese Rede fand die verdiente Würdigung und wurde mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen.

Der Graf ging mit Valentin zur Seite.

»Ach, Bruder!«, redete er Valentin im Ton ergreifenden Schmerzes an, »jetzt ist die Entscheidung gefallen, und ich, Graf von Prébois-Crancé bin in der Tat zu einem Rebell und Räuber geworden. Ich habe einer gesetzmäßig anerkannten Macht, einer bestehenden Regierung den Krieg erklärt. Was werde ich mit meiner Hand voll Leute erreichen? Ich werde beim ersten Aufeinandertreffen unterliegen! Ist es doch ein törichtes Unterfangen, das mich zum Spott der ganzen Welt machen wird. Wer hätte das gedacht, als ich San Francisco so hoffnungsreich verließ, um die Minen auszubeuten? Was ist aus meinen goldenen Träumen, meinen süßen Hoffnungen geworden?«

»Lass dich nicht unterkriegen, Bruder«, antwortete Valen-

tin, »du brauchst deine Kraft mehr denn je, wenn du die Aufgabe, welche dir der Zufall auferlegt hat, würdig lösen willst. Bedenke, dass das Heil von zweihundert deiner Landsleute von deinem Mut und deiner Entschlossenheit abhängt. Du hast ihnen versprochen, sie wieder an die Küste zurückzubringen und musst dein Wort halten.«

»Ich werde mit ihnen sterben. Was können sie mehr verlangen.«

»Dass du sie rettest«, erwiderte der Jäger in zurechtweisendem Ton.

»Das ist mein sehnlichster Wunsch.«

»Deine Lage ist günstig, denn du bist hier keineswegs auf dich allein gestellt, wie du glaubst.«

»Wieso?«

»Kannst du nicht mit dem Beistand der französische, vom Grafen von Lhorailles gegründeten Kolonie Guetzalli rechnen?«

»Ja«, versetzte Louis niedergeschlagen, »aber der Graf ist tot.«

»Allerdings. Trotzdem besteht und gedeiht die Kolonie. Du wirst dort fünfzig bis sechzig entschlossene Leute finden, die gern bereit sein werden, dir zu folgen, wäre es auch nur aus Sucht nach Abenteuern heraus.«

»Fünfzig Mann sind zu wenig.«

»Keineswegs. Gegen Mexikaner ist es mehr, als du brauchst. Du kannst noch mehr tun. Bereite die einheimischen Völker auf einen Aufstand vor. Stöhnen doch die Alkaden im Stillen über ihre untergeordnete Stellung und die Abhängigkeit, in welcher sie von der mexikanischen Regie-

rung gehalten werden.«

»Ja, ja!«, rief Louis aus, »das ließe sich arrangieren! Wer soll es aber übernehmen, die Völker aufzusuchen und sich mit den Alkaden und Pueblos in Verbindung setzen?«

»Ich, wenn du willst.«

»Ich wagte nicht, dich darum zu bitten, und bin dir von Herzen dankbar. Ich werde meinerseits bemüht sein, meine Vorkehrungen so zu treffen, dass ich die mexikanische Regierung durch einen entscheidenden Schritt in Schrecken versetzen und ihr zugleich eine Vorstellung über unsere Macht geben kann.«

»Gut. Vergiss vor allen Dingen, dass der Krieg solange eine fortwährende Folge verwegener Überfälle sein muss, bis ein anderer Einsatzbefehl erfolgt.«

»Sei unbesorgt. Jetzt, nachdem die Mexikaner die Maske haben fallen lassen und ich gezwungen werde, mich zu wehren, sollen sie die Menschen, welche sie so lange verachtet und für feige angesehen haben, weil sie gut waren, kennenlernen.«

»Ist Oberst Flores fort?«

»Nein, noch nicht.«

»Halte ihn unter irgendeinem Vorwand bis morgen hier fest.«

»Warum?«

»Lass mich nur machen, du sollst es schon erfahren. Jetzt müssen wir uns auf den Angriff der Indianer vorbereiten. Wenn mich meine Ahnung nicht trügt, wird es einen heißen Kampf geben.«

»Weshalb glaubst du das?«

»Gewisse Erkundigungen, die ich selbst eingezogen und andere, noch wichtigere, die ich von Curumilla erfahren habe, berechtigen mich dazu. Trage dafür Sorge, dass der mexikanische Oberst, ohne es zu ahnen, so bewacht wird, dass er das Lager nicht verlassen kann.«

»Das soll geschehen. Du weißt, dass ich wegen der nötigen Vorsichtsmaßnahmen unbedingt auf dich rechne.«

»Was dies betrifft, kannst du es. Achte du darauf, dass die Reihen nicht durchbrochen werden.«

Im Lager herrschte reges Leben, die Schmiede waren fleißig und arbeiteten mit fieberhafter Eile, um die Waffen, Wagen und Lafetten instand zu setzen.

Überall ertönte munteres Geschrei und fröhliches Lachen, die würdigen Abenteurer hatten ihre ganze Heiterkeit wiedergefunden, seitdem Aussicht war, sich zu schlagen - Schläge auszuteilen und zu empfangen.

Oberst Flores bewegte sich ziemlich niedergeschlagen unter der Menge. Seine Lage wurde schwierig und er war sich dessen bewusst. Doch wusste er nicht, unter welchem Vorwand er länger bei den Franzosen bleiben sollte; war doch der Krieg erklärt, die Interessen der Gesellschaft, deren Abgesandter er war, kamen nicht mehr in Betracht. Es fehlte ihm daher durchaus an irgendeinem, einigermaßen gerechtfertigten Grund zu bleiben. Seit der Ankunft der Franzosen in Mexiko hatten seine Vermittlungen zwischen den Parteien viel eingebracht, sein Amt als Spion trug ihm bei der vertrauensvollen Offenheit der Abenteurer ungeheure Summen ein. Es war daher verständlich, dass er eine so einträgliche Stellung nicht einfach aufgeben wollte.

Der Gesichtsausdruck des Obersts war sehr düster, denn er zerbrach sich vergebens den Kopf, um einen plausiblen Vorwand für sein Bleiben herauszufinden.

Während er in seinen diplomatischen Betrachtungen versunken war, trat Valentin zu ihm und meldete mit der unschuldigsten Miene der Welt, dass ihn Don Louis zu sprechen verlange. Der Oberst zitterte bei dieser Nachricht, er dankte dem Jäger für deren Überbringung und begab sich rasch zum Grafen.

Valentin blickte ihm spöttisch lächelnd nach. In der Überzeugung, dass ihn Louis lange genug aufhalten würde, schickte er sich an, den Plan auszuführen, den er bereits vorbereitet hatte.

Die Nacht war unterdessen angebrochen und breitete sich finster und unheimlich, von keinem Stern erhellt, über die Erde aus. Die Wolken zogen schnell am Himmel vorüber und bedeckten die bleiche Mondscheibe, deren kaltes Licht sie verhüllten.

Der Wind heulte kläglich durch die Zweige der Bäume und schlug sie mit unheimlichem Rascheln gegeneinander.

In den dunklen, geheimnisvollen Tiefen des Waldes erwachte fernes Heulen und Knarren, vermischt mit dem Brausen des Wasserfalles und den Klappern der Kieselsteine, welche von den Fluten des Stromes vom Ufer mitgerissen wurden.

Die Nacht schien sich der Trauer der Menschen anzuschließen, und über die Verbrechen zu seufzen, die ihr dunkler Schleier verbergen muss.

Auf den Befehl Valentins hatte man die Bäume rings um



das Lager auf hundert Fuß im Umkreis gefällt, um das Terrain zu planieren und dem Feind die Möglichkeit zu nehmen, sich dem Lager ungesehen zu nähern.

Danach zündete man in angemessenen Abständen auf dem dadurch gewonnenen, freien Raum Feuer an.

Diese loderten hoch auf und umgaben das Lager mit einem feurigen Gürtel, die Prärie weithin erhellend, während das Lager selbst im Dunkel blieb.

Im Missionsdorf vernahm man nicht den schwächsten Lichtschein, die Schanzen schienen verödet zu sein, denn keine Wache war zu sehen.

Dem Anschein nach herrschten in der Mission Öde und Stille, überall Ruhe und Schweigen.

Es war aber die Stille, welche dem Sturm vorausgeht. Man erahnte, wie viele Herzen in der Dunkelheit angstvoll schlugen und mit wachsamem Augen und Ohren sowie gespannten Hähnen stumm das Nahen des Feindes erwarteten.

Die Stunden verstrichen langsam und reihten sich aneinander, ohne dass die Befürchtung Valentins in Bezug eines Angriffs der Indianer auf irgendeine Weise bestätigt worden wäre.

Der Graf schritt in der Kirche, die ihm als Zufluchtsstätte diente, unruhig auf und ab und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit auf das kleinste Geräusch, das in der Stille zu hören war. Zuweilen warf er einen ungeduldigen zornigen Blick in die Ferne. Aber nichts regte sich, diese tiefe Stille lag wie Blei auf der Gegend.

Endlich, von der langen, ermüdenden Erwartung er-

schöpft, verließ er die Kirche und schritt zu den Verschanzungen.

Sämtliche Abenteurer waren auf ihren Posten und lagen mit bereitgehaltenen Gewehren am Boden.

»Habt Ihr noch nichts gehört oder gesehen?«, fragte der Graf, obwohl er im Voraus wusste, was man ihm antworten würde, mehr um seiner Ungeduld Luft zu machen.

»Nichts!«, antwortete Don Cornelio kaltblütig. Er stand zufällig dem Grafen am nächsten.

»Ach! Seid Ihr es«, sagte der Graf, »was habt Ihr mit dem Obersten Flores angefangen?«

»Ich habe Euren Befehl ausgeführt. Er schläft.«

»Wisst Ihr es genau?«

Der Spanier lächelte. »Ich stehe dafür ein, dass er wenigstens bis zum Anbruch des Tages durchschlafen wird«, sagte er, »ich habe meine Aufgabe gewissenhaft erledigt.«

»Gut! Von ihm haben wir also nichts zu befürchten.«

»Durchaus nichts.«

»Hat niemand Valentin und den Indianerhäuptling gesehen?«

»Nein. Bei Sonnenuntergang sind beide fortgegangen und seitdem nicht zurückgekehrt.«

Während des Gesprächs ließen der Graf und Don Cornelio ihre Blicke über die Ebene schweifen. Sie fuhren daher erschrocken zusammen, als plötzlich ein Mensch, wie aus der Erde gewachsen, vor ihnen stand.«

»Valga me Dios!«, rief der abergläubische Spanier aus, »was soll das heißen?«

Der Graf griff rasch nach der Pistole, die er im Gürtel

trug.

»Schießt nicht!«, sagte der Mann, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte.

»Curumilla!«, rief der Graf verwundert aus.

»Still!«, sagte der Araukaner.

»Wo ist Valentin?«

»Er schickt mich.«

»Die Rothäute werden uns wohl diese Nacht nicht angreifen?«

Curumilla sah den Grafen verwundert an. »Sieht sie mein Bruder nicht?«, fragte er.

»Wo?«, fragte der Graf verwundert.

»Dort«, antwortete Curumilla und deutete mit ausgestrecktem Arm in Richtung Ebene.

Don Louis und Don Cornelio folgten der angedeuteten Richtung mit gespannter Aufmerksamkeit, konnten aber trotz aller Mühe nichts erkennen. Die Ebene lag noch immer öde und nur von den Streiflichtern des Feuers beleuchtet da. Hier und da lagen die Stämme der Bäume, welche man gerodet hatte, um freie Sicht zu erhalten.

»Nein«, sagten sie endlich, »wir sehen nichts.«

»Die Augen der Weißen verschließen sich des Nachts«, murmelte der Häuptling mit Überzeugung.

»Aber wo sind sie?«, fuhr der Graf ungeduldig fort. »Warum hat man uns nichts gesagt?«

»Mein Bruder Koutonepi schickt mich deswegen her.« Der Name Koutonepi, der Tapfere, war Valentin von den Araukanern gegeben worden, als er nach Amerika gekommen war. Und Curumilla nannte ihn nur so.

»In diesem Fall, Häuptling, beeilt Euch, uns mitzuteilen, was mein Bruder Euch aufgetragen hat, damit wir der schändlichen Hinterlist begegnen können, deren sich jene Teufel jedenfalls bedienen werden.«

»Mein Bruder mag seine Krieger anweisen, sich kampfbereit zu machen.«

Der Befehl wurde sofort erteilt und in sämtlichen Reihen verbreitet.

Hierauf legte Curumilla gelassen seine Büchse an, zielte eine Zeit lang auf einen in der Nähe stehenden Baumstamm und drückte ab.

Noch niemals hatte ein Schuss eine größere Wirkung gezeigt. Ein furchtbarer Schrei ertönte in der Ebene, und wie auf einem Zauberschlag kamen eine Menge Rothäute hinter den Baumstämmen hervor, wo sie sich versteckt gehalten hatten, und stürzten sich mit dem Hass einer Herde Kojoten, indem sie ein entsetzliches Geheul ausstießen und ihre Waffen wütend schwangen, dem Lager entgegen.

Die Franzosen waren aber auf den Angriff vorbereitet. Sie empfangen die Indianer mit vorgestreckten Bajonetten wichen nicht einen Meter zurück und erwiderten das wilde Geheul mit dem einstimmigen Ruf: »Vive la France!«

Bald sollte dieser Ruf am Tage ertönen und sie zu einem großartigen Sieg führen.

Der Krieg war nun tatsächlich erklärt. Der erste Schuss war gefallen, die Franzosen hatten Pulverdampf gerochen, und die Mexikaner sollten auf ihre Kosten kommen, welche gefährlichen Feinde sie sich unbesonnenerweise zugezogen hatten.

Die Rothäute kämpften unter der Führung ihres Häuptlings von diesem angefeuert mit unglaublicher Wut. Die Mehrzahl der Franzosen, die bei der Compagnie waren, kannten die Art zu kämpfen der Indianer nicht und standen ihnen auf dem Schlachtfeld zum ersten Mal gegenüber. Sie leisteten ihnen tapferen Widerstand und fügten ihnen furchtbare Verluste zu, kamen aber dabei nicht umhin, den kecken Mut jener halb nackten und schlecht bewaffneten Männer zu bewundern, die sich mit unerschrockener Verwegenheit dem Feind entgegen stellten und nicht eher wichen, bis sie tot umfielen.

Plötzlich erschien eine zweite, viel zahlreichere und aus Reitern bestehende Truppe auf dem Schlachtfeld und unterstützte die Angreifer. Als diese sahen, dass Verstärkung gekommen war, verdoppelten sie ihr Geschrei und ihre Anstrengungen und es entstand ein furchtbares Gemetzel. Die Streitenden rangen miteinander und zerfleischten sich wie Raubtiere.

Die französischen Trommeln und Hörner gaben laut das Zeichen zum Sturm.

»Einen Ausfall! Einen Ausfall!«, riefen die Abenteurer, welche sich schämten, von einem scheinbar so verächtlichen Feind in Atem gehalten zu werden.

»Tötet! Tötet!«

Die Indianer antworteten durch ihren Kriegsruf.

Ein Indianerhäuptling saß, bis an den Gürtel entblößt, auf einem prächtigen schwarzen Pferd und hielt sich fortwährend in den ersten Reihen auf, wobei er alle Feinde, die seine Arme erreichen konnte, zu Boden warf und erschlug.

Zweimal hatte er bereits sein Pferd in Richtung der Barrikaden getrieben und zweimal die Verschanzungen erstiegen, ohne sie vollständig überwinden zu können.

Der Häuptling war Mizcoatzin. Seine schwarzen Augen blitzten düster, während sein Arm unermüdlich war. Jeder wich vor dem furchtbaren, und wie es schien, unbesiegbaren Feind zurück.

Der Sachem verdoppelte seine Angriffe, rief den Kriegern fortwährend etwas zu und beschimpfte die Weißen mit Worten und ironischen Gebärden.

Plötzlich erschien eine dritte Gruppe auf dem Schlachtfeld, das die Feuer vollständig erhellte. Jene Truppe bestand, wie die zweite, gleichfalls aus Reitern, aber, anstatt sich den Indianern anzuschließen, stellte sie sich im Halbkreis auf und stürmte mit dem Ruf »A Muerte! A Muerte!« wütend auf sie ein.

Jetzt erhob sich Valentins kräftige Stimme über das Getümmel der Schlacht und rief: »Jetzt! Jetzt!«

Der Graf hörte es. Er wandte sich zu einer Truppe von ungefähr fünfzig Abenteurern, die seit dem Beginn des Kampfes zwar ungeduldig, aber unbeweglich mit dem Gewehr in der Hand hinter ihm standen.

»Jetzt ist die Reihe an uns, Kameraden!«, rief er ihnen zu, indem er seinen langen Degen zog. Hierauf öffnete er die Barriere, warf sich entschlossen in das Getümmel und seine Leute folgten ihm mit Freudengeschrei.

Die Indianer gerieten, was ihnen selten widerfuhr, zwischen zwei Fronten gefangen und genötigt, auf offenem Feld zu kämpfen.

Sie ließen sich aber nicht abschrecken, denn die Tapferkeit der Indianer ist unglaublich. Sobald sie sich eingeschlossen sahen, waren sie auch darauf gefasst, lieber zu sterben als sich zu ergeben. Trotzdem sie weniger gut bewaffnet waren als ihre Feinde, hielten sie dem Sturm tapfer stand.

Dieses Mal hatten es aber die Rothäute nicht mit Mexikanern zu tun, was sie bald erkannten.

Der Angriff der Franzosen war unwiderstehlich, sie brausten wie ein Gewitter gegen die Rothäute an. Trotz ihrer Entschlossenheit sahen sie sich zurück zu weichen genötigt.

An Flucht war aber nicht zu denken. Sie eilten daher, dem Ruf ihrer Häuptlinge folgend, die sich nicht nur begnügten, selbst tapfer zu kämpfen, sondern auch ihre Leute fortwährend anfeuerten, zurück in die Schlacht.

Jetzt artete der Kampf in eine unabsehbare entsetzliche Schlächterei aus. Jeder war darauf bedacht, zu töten und fragte wenig darnach, ob er selbst unterliege, wenn er nur den Feind mit ins Verderben riss.

Valentin hatte zwar einen großen Teil seines Lebens in der Wildnis zugebracht und häufige Begegnungen mit den Indianern gehabt, noch nie aber hatte er sie so erbittert und hartnäckig kämpfen gesehen. Gewöhnlich, wenn sie Verluste erleiden, sieht man sie keineswegs einen Kampf suchen, der ihnen keinen Vorteil bietet. Im Gegenteil, sie ziehen sich unverzüglich zurück und suchen ihr Heil in einer schnellen Flucht. Dieses Mal kämpften sie auf ganz verschiedene Weise und es hatte fast das Ansehen, als ob sie

um so größere Ehre darin suchten, zu widerstehen, je weniger Wahrscheinlichkeit vorhanden war, dass sie siegen würden.

Der Graf, der seinen Gefährten, die er mit Worten und Gebärden anfeuerte, stets voran war, versuchte sich Mizcoatzin zu nähern, der immer noch auf seinem schwarzen Pferd saß, durch seinen Heldenmut seine Krieger begeisterte und wahrscheinlich, wenn er auch das Glück des Kampfes nicht wenden konnte, denselben doch sehr lange auszu dehnen versuchte.

So oft ihn auch der Zufall dem Häuptling gegenüberstellte und er sich anschickte, über ihn herzufallen, drängte sich doch immer eine durch die Zufälligkeiten des Kampfes zurückgetriebene Menge zwischen ihn und seinen Gegner und machte seine Bemühungen zunichte.

Auch der Sachem war seinerseits bemüht, sich dem Grafen zu nähern, mit welchem sich zu messen er vor Begierde brannte, denn er war überzeugt, dass, sobald es ihm gelänge, den Anführer der Bleichgesichter zu töten, diese von Schrecken erfasst das Schlachtfeld verlassen würden.

Endlich wichen, wie auf ein gegebenes Zeichen, sowohl die Weißen als die Indianer einige Schritte zurück, wahrscheinlich um zu einem entscheidenden Zusammentreffen Aufstellung zu nehmen, und dabei traf es sich zum ersten Mal im Verlauf der Schlacht, dass sich der Graf und der Sachem gegenüberstanden.

Die beiden Männer warfen sich funkelnde Blicke zu und fielen dann mit blinder Wut übereinander her.

Weder der eine noch der andere der beiden Gegner hatte



ein Gewehr. Der Sachem schwang seine furchtbare Streitaxt und der Graf ließ seinen langen, bis an den Griff blutbesudelten Säbel über seinem Kopf blitzen.

»Endlich!«, rief der Graf mit kampfgeriger Miene aus.

»Elender Hund von einem Bleichgesicht«, spottete der Indianer, »du bringst mir also selbst deinen Skalp, damit ich ihn am Eingang meines Tipis befestige!«

Sie standen nur zwei Schritt voneinander entfernt und verschlangen sich mit Blicken, während sie auf den günstigen Augenblick warteten, um übereinander herzufallen.

Als die Truppen sahen, dass ihre Anführer im Begriff waren, sich miteinander zu messen, eilten sie voll Ungestüm herbei, um sie zu trennen und den Kampf von Neuem zu beginnen. Aber Don Louis winkte seinen Gefährten mit gebieterischer Miene, nicht dazwischentreten, worauf die Abenteurer stehen blieben.

Mizcoatzin, der die edle und großmütige Tat des Grafen verstand, befahl gleichfalls seinen Begleitern, sich fernzuhalten.

Die Rothäute gehorchten.

Die Entscheidung hing nun von Don Louis und dem Sachem ab.

## **Kapitel 6**

### **Wiedervergeltung**

Die beiden Gegner schienen sich einen Augenblick zu sammeln. Daraufhin sprang der Sachem plötzlich vor.

Der Graf blieb ruhig stehen. In dem Augenblick, als der Indianer auf ihn zukam, fasste er blitzschnell mit der Linken das Pferd des Häuptlings bei den Nüstern, sodass es vor Schmerz wiehernd emporstieg, und stieß geschickt und sicher dem Indianer seinen langen Degen in den Hals. Der Arm, welcher dieser erhoben hielt, sank kraftlos herab. Seine Augen traten weit aus den Höhlen, aus der klaffenden Wunde sprang ein Blutstrahl. Er rollte mit einem letzten Todesschrei zu Boden und wand sich wie eine Schlange.

Der Graf setzte ihm den Fuß auf die Brust und durchbohrte ihn mit dem Degen.

Er wandte sich zu seinen Gefährten zu und rief er mit gewaltiger Stimme: »Vorwärts! Vorwärts!«

Die Abenteurer antworteten ihm mit einem jubelnden Hurra und drangen wieder auf die Rothäute ein.

Dieses Mal hielten Letztere aber nicht Stand.

Der Tod Mizcoatzins, der einer ihrer angesehensten Sachem und ihr berühmtester Krieger war, erfüllte sie mit panischem Schrecken und sie flohen nach allen Richtungen.

Es begann eine echte Menschenjagd mit allen widrigen und abschreckenden Gräueln.

Die Indianer waren, wie schon gesagt, eingeschlossen, die Flucht war ihnen geradezu unmöglich.

Die von dem langen Kampfe erbitterten Abenteurer ermordeten erbarmungslos ihre besiegten Feinde, die sie vergeblich anflehten.

Die Indianer liefen verzweifelt umher, denn es trafen sie die scharfen Klingen, durchbohrten sie die Bajonette und fielen sie unter die Hufe der Pferde, die so grausam wie

ihre Herren und von dem Blutgeruch berauscht waren und sie mit Wut zermalmten.

In der Mitte des unheilvollen Kreises, der sie enger und enger einschloss, häuften sich die Leichen.

Endlich hatten die unglücklichen Rothäute, deren Kraft und Mut sie verließ, ihre Waffen weggeworfen und standen dicht gescharrt, die Arme über der Brust gekreuzt mit der finsternen und stillen Verzweiflung, die ihrem Volke eigen ist, da und erwarteten den Tod.

Schon längst hätte der Graf gewünscht, dem schrecklichen Blutbad ein Ende zu machen. Man hatte seinen Ruf zwar nicht missachtet, seine Stimme ging aber im Jubelgeschrei der Sieger unter und verhallte ungehört.

Plötzlich aber blieben die Franzosen stehen, denn unwillkürlich erfüllte sie die stoische Ergebenheit der wackeren Feinde, die es verschmähten, um Gnade zu flehen und sich anschickten, in Würde zu sterben, mit Bewunderung.

Jede edle Tat, jede edle Gesinnung findet einen Widerhall im Herzen der Franzosen, jenes besonders ritterlichen Volkes.

Sie zauderten, sahen sich einander unschlüssig an und richteten ihre Bajonette in die Höhe.

Der Graf benutzte diese Pause, den Lichtblick der Barmherzigkeit, den Gott in die Seele der blutdürstigen Männer geworfen hatte, und trat, seine vom Blut gefärbte Klinge schwingend, vor sie hin.

»Genug, Kameraden!«, rief er aus, »genug, wir sind Soldaten und keine Henkersknechte oder Fleischer! Überlassen wir den Mexikanern alles, was niederträchtig ist, und

bleiben wir, was wir immer gewesen, wackere großmütige Männer. Gnade für jene Unglücklichen!«

»Gnade! Gnade!«, riefen die Franzosen mit hochgeschwungenen Waffen.«

In dem Augenblick ging die Sonne von purpurnen Wolken umgeben, glänzend auf. Das vom Pulverdampf erfüllte Schlachtfeld bot mit seinen Leichen und der in der Mitte stehenden unbewaffneten Handvoll Leute, die den Kreis ihrer von Blut und Pulverrauch bedeckten Feinde, welche ihnen mit blitzenden Augen und von Kampfgier glühenden Gesichtern gegenüberstanden, trotzig ansahen, einen zugleich erhabenen und schrecklichen Anblick.

Der Graf steckte seinen Degen in die Scheide und näherte sich den Indianern langsamen Schrittes, die ihn ängstlich kommen sahen. Denn sie hatten von dem, was vor sich ging, nichts verstanden.

Die Indianer sind unerbittlich und kennen keine Gnade. Das Recht der Wiedervergeltung ist in der Prärie das einzig gültige. So erbarmungslos die Rothäute selbst sind, so wenig erwarten sie auch Mitleid vonseiten ihrer Feinde und ertragen das harte Los, welches ihnen der Sieger, wer er auch sein mag, auferlegt, ohne zu murren.

Die Abenteurer hatten die Waffen gesenkt und mit jener Sorglosigkeit und Wandelbarkeit, die ihnen angeboren ist, bereits jeden Groll vergessen. Sie lachten und plauderten vergnügt miteinander.

Valentin und Curumilla waren zum Grafen gegangen.

»Was beabsichtigst du zu tun?«, fragte der Jäger.

»Hast du es nicht erraten?«, entgegnete daraufhin Louis,

»ich begnadige sie.«

»Alle?«

»Gewiss!«, erwiderte er verwundert.

»Du verzeihst ihnen also?«

»Ja, und gebe ihnen die Freiheit wieder.«

»Hm«, brummte der Jäger.

»Hast du vielleicht etwas einzuwenden?«

»Vielleicht.«

»Erkläre es mir.«

»Wenn du die Indianer begnadigst, so ist das gut und wird unter den Stämmen einen um so günstigeren Eindruck machen, da die Rothäute ein vortreffliches Gedächtnis haben und sich an die Niederlage, die sie heute erhalten haben, lange erinnern werden.«

»Also?«

»Aber«, fuhr der Jäger fort, »jene Männer sind nicht alle Indianer.«

»Was willst du damit sagen?«

»Dass verkleidete Mexikaner darunter sind.«

»Bist du dir sicher?«

»Ja. Der Mann, der die Reiter anführte, mit deren Hilfe ich dir so wirksamen Beistand leisten konnte, hat mir es selbst gesagt.«

»Sind jene Reiter nicht Apachen?«

»Keineswegs, lieber Freund. Es sind Weiße und Civicos obendrein, nämlich Männer, welche die Hacien­deros bezahlen und halten, um den Indianern nachzustellen. Wie du siehst, erfüllen sie ihre Pflicht sehr gewissenhaft. Du darfst dich übrigens nicht wundern und kennst bereits die

Landessitte gut genug, um es ganz natürlich zu finden.«

Louis stand nachdenklich da. »Was du mir da sagst, wundert mich sehr«, murmelte er.

»Warum denn?«, versetzte der Jäger sorglos, »im Gegenteil, es ist sehr einfach. Gegenwärtig handelt es sich aber nicht um jene Reiter, die vorläufig nicht in Betracht kommen.«

»Natürlich, ich bin ihnen im Gegenteil Dank schuldig.«

»Den sie dir erlassen, und ich auch. Wir haben es also jetzt nur mit denen zu tun, die dort stehen.«

»Du bist dir also sicher, dass Weiße darunter sind?«

»Vollkommen.«

»Aber wie finden wir sie heraus?«

»Das wird Curumilla übernehmen.«

»Was du mir sagst, ist doch seltsam. Zu welchem Zwecke haben sie sich mit unseren Feinden verbündet?«

»Das werden wir bald erfahren.«

Sie setzten ihren Weg fort und hatten die Gefangenen bald erreicht.

Valentin gab Curumilla einen Wink. Der Häuptling kam herbei und unterwarf die Indianer einem nach dem andern einer strengen Prüfung, deren Ausgang der Graf und der Jäger gespannt erwarteten. Der araukanische Häuptling war kalt und finster wie gewöhnlich und kein Muskel seines Gesichtes bewegte sich.

Als sie sich so streng gemustert sahen, erschrakten die Indianer unwillkürlich. Sie zitterten beim Anblick des Mannes, der stumm und unbewaffnet vor ihnen stand und dessen durchdringender Blick den Grund ihres Herzens zu er-

forschen schien.

Curumillas deutete mit dem Finger auf einen der Indianer.

»Einer!«, sagte er und ging weiter.

»Tretet heraus!«, sagte Valentin zu der Rothaut.

Dieser trat zur Seite.

Curumilla deutete auf neun Männer und kehrte dann zu seinen Freunden zurück.

»Ist es alles?«, fragte Valentin.

»Ja«, antwortete er.

»Entwaffnet jene Männer und fesselt sie«, befahl der Graf.

Es geschah.

Don Louis trat zu den Apachen.

»Meine Brüder können jetzt ihre Waffen aufheben und wieder auf ihre Pferde steigen«, sagte er. »Sie sind wackere Krieger, die Bleichgesichter erkennen ihren Mut an und achten sie. Meine Brüder werden in ihre Dörfer zurückkehren und den Ältesten und Weisen ihres Volkes sagen, dass die Weißen, welche sie besiegt haben, nicht so grausam sind wie die unbarmherzigen Yoris-Mexikaner, sondern wünschen, dass zwischen ihnen und den Apachen das Beil so tief vergraben werde, dass man es unter zehntausend Monden nicht wiederfinden können.«

Ein Indianer trat vor, verneigte sich würdevoll und sagte: »Starkherz ist ein gefürchteter Krieger. Er gleicht während des Kampfes dem Jaguar, verwandelt sich aber nach erfochtenem Sieg in eine Antilope. Die Worte, die sein Mund atmet, sind ihm vom großen Geiste eingegeben, der Waccondah liebt ihn. Mein Volk war durch die Yoris hintergan-

gen worden, Starkherz ist großmütig, er hat verziehen. Künftig soll zwischen den Apachen und den Kriegern Starkherzens Frieden bestehen.«

Die Rothäute hatten ihrer Gewohnheit gemäß, mit dem poetischen Gefühl, das ihnen angeboren ist, Don Louis den Beinamen *Starkherz* gegeben.

Nach den Worten des Indianers, der ein angesehener Häuptling war und sich *Weißer Bison* nannte, verkehrten die Abenteurer und die Apachen freundschaftlich miteinander. Sie erhielten ihre Waffen und ihre Pferde zurück und die Reihen öffneten sich, um ihnen die Rückkehr zu ihrem Stamm zu gestatten.

Als sie im Wald verschwunden waren, ließ auch El Buitre seine Reiter herumschwenken und entfernte sich ebenfalls.

Don Louis wollte anfangs den Mitstreiter, der ihm im Kampf so wesentliche Dienste geleistet hatte, zurückhalten, aber Valentin ließ es nicht zu.

»Lass jene Männer gehen, Bruder«, sagte er, »du darfst scheinbar keine Beziehungen zu ihnen haben.«

Don Louis respektierte dies wortlos.

»Jetzt«, fuhr Valentin fort, »wollen wir beenden, was wir so gut begonnen haben.«

»So soll es sein«, antwortete der Graf.

Es wurde sofort Befehl gegeben, die Leichen zu begraben und die Verwundeten zu versorgen.

Die Franzosen hatten schwere Verluste erlitten. Zehn Mann waren getötet und ungefähr zwanzig verwundet.

Obleich die Mehrzahl der Verletzungen nicht tödlich war, blieb es doch ein teuer erkaufter Sieg und eine ernste



Warnung für die Zukunft.

Zwei Stunden später versammelte sich, beim Klange der Hörner, die Compagnie auf dem Marktplatz des Missionsdorfes. Don Louis, Valentin und drei Offiziere saßen in der Mitte des Platzes mit ernster Miene an einem Tisch, auf welchem verschiedene Papiere lagen.

Don Cornelio war an einem Nebentisch mit Schreiben beschäftigt.

Der Graf hatte seine Kameraden versammelt und unter seinem Vorsitz ein Kriegsgericht ernannt, um die Gefangenen abzuurteilen.

Don Louis erhob sich unter feierlichem Schweigen.

»Man führe die Gefangenen her«, sagte er.

Die von Curumilla aussortierten Männer traten, von einer Anzahl Abenteurer geführt, vor. Man hatte ihnen ihre Fesseln abgenommen. Sie trugen zwar noch die Kleidung der Apachen, doch hatte man sie genötigt, sich zu waschen, um die Kriegsbemalung, welche sie verstellte, zu entfernen.

Die Leute schienen weniger Reue zu empfinden, dass ihr Betrug entdeckt worden war, als sich zu schämen, auf solche Weise zur Schau gestellt zu werden.

»Bringt den letzten Gefangenen her«, befahl Don Louis.

Auf diesen Befehl sahen sich die Abenteurer verwundert an, denn die neun Mexikaner waren zugegen, und sie wussten nicht, was der Graf damit sagen wollte.

Nach einiger Zeit verwandelte sich ihr Erstaunen in Entrüstung und ein dumpfes Murren durchlief wie ein Lauffeuer ihre Reihen.

Oberst Flores war herangeführt worden. Er erschien un-

bewaffnet und mit entblößtem Haupt, seine Miene drückte aber Trotz und Keckheit aus und hatte einen unheimlichen Anflug von Spott, der ihm ein unbeschreiblich boshaftes Ansehen gab.

Curumilla begleitete ihn.

Der Graf winkte, worauf die Ruhe wieder eintrat.

»Was bedeutet dass?«, fragte der Oberst in hochmütigem Ton.

Don Louis fiel ihm ins Wort.

»Still!«, sagte er, indem er ihn durchdringend ansah.

Das Wesen des Grafen schüchterte den Oberst unwillkürlich ein und er schwieg errötend.

Don Louis fuhr fort:

»Meine Brüder und Kameraden! Wir sind durch die Umstände unglücklicherweise in eine besonders schwierige Lage geraten. Von allen Seiten umgibt uns Verrat. Man hat uns durch Lügen und Falschheit hier in die Wildnis gelockt, wo wir von aller Hilfe fern auf uns selbst angewiesen sind und nur auf unseren Mut rechnen dürfen, um uns zu retten. Gestern hat der General Don Sebastian Guerrero, da er des Erfolges der schändlichen Pläne gewiss zu sein glaubte, die er bereits seit langer Zeit gegen uns im Schilde führt, endlich die Maske fallen lassen. Er erklärt uns für geächtet und schmäht uns mit dem schändlichen Namen Räuber. Kaum zwei Stunden nach seinem Fortgang werden wir von den Indianern überfallen. Unsere Feinde hatten ihre Vorbereitungen so gut getroffen, dass wenig fehlte, um uns zubesiegen. Aber Gott wachte über uns und hat uns nochmals gerettet! Wollt Ihr jetzt wissen, wer der Mann

war, der dem General als rechter Arm gedient und die schändlichen Betrügereien ersonnen hat, deren Opfer wir geworden sind?«

Gejohle wurde laut.

Der Mann,« fuhr er fort, indem er mit unaussprechlicher Verachtung auf den Oberst deutete, »ist derselbe Elende, der sich seit unserer Ankunft in Guaymas an unsere Sohlen geheftet und uns nicht wieder verlassen hat. Der sich das Ansehen gegeben hat, uns zu lieben und zu beschützen, um uns unsere Geheimnisse zu entreißen und uns in die Hände unserer Feinde zu liefern. Es ist derselbe Verworffene, den wir wie einen Bruder und fortwährend mit dem größten Respekt behandelt haben. Es ist jener Mensch dort, der sich den Titel eines Obersten anmaßt, und sich Francisco Flores nennt, was beides gelogen ist. Denn er ist ein namenloser Mestize mit dem Beinamen El Garrucholo, Ex-Leutnant El Buitres, des grausamen Räubers, der eine Truppe Solterdores befehligte, die bereits seit mehreren Jahren den nördlichen Teil Mexikos unsicher macht. Seht nur, wie er jetzt, wo er sich erkannt sieht, zittert. Er ist sich bewusst, dass die Stunde der Vergeltung für ihn geschlagen hat.«

Wirklich hatte der Räuber, als er sich vor aller Augen so schonungslos entlarvt sah, seine Keckheit verloren, und ein widriger Ausdruck von Furcht entstellte seine Züge.

»Solche Menschen«, fuhr der Graf fort, »scheut sich die Regierung nicht, gegen uns zu benutzen, und dabei nennen sie uns Räuber. Gut, wir wollen ihre Schmähung annehmen, Brüder, und die Räuber, welche in unsere Hände ge-

fallen sind, nach einem straff geführten Verfahren richten, das bei Räufern gebräuchlich ist.«

Die Abenteurer nahmen die Worte ihres Anführers mit lautem Beifall auf. Alle erkannten die Wahrheit und Wichtigkeit seiner Rede an. In der bedenklichen Lage, in welcher sie sich befanden, durften sie keine Schwäche zeigen, und die Barmherzigkeit wäre nur verwerfliche Schwachheit gewesen. Nur Keckheit und Energie konnte sie retten, und sie mussten ihre Feinde so schrecken, dass sie sich dadurch genötigt sahen, mit ihnen zu verhandeln. Der Graf setzte sich wieder.

»Don Cornelio«, sagte er, »verlest die Anklagen, die gegen die Gefangenen vorliegen.«

Der Spanier las darauf eine lange Anklage, die durch mehre Briefe beglaubigt war, welche Don Francisco entweder geschrieben oder erhalten hatte und unter denen sich namentlich mehre vom General Guerrero befanden, die seine Schuld unwiderleglich darlegten. Zum Schluss berichtete Don Cornelio über die Gespräche, welche zwischen Don Francisco, El Buitre und dem Apachenhäuptling am Abend vorher stattgefunden hatten.

Die Abenteurer hörten sich die Aufzählung der vielen Verbrechen und Fälschereien mit der größten Ruhe und unter dem feierlichsten Schweigen an.

Als Don Cornelio geendet hatte, wandte sich der Graf dem Obersten zu.

»Erkennt Ihr die Wahrheit der gegen Euch erhobenen Anklagen an?«

Der Räuber richtete sich auf. Sein Entschluss war gefasst.

»Warum sollte ich leugnen«, sagte er, »es ist alles wahr.«

»Ihr gesteht also, dass Ihr uns vom ersten Augenblick an, seit Ihr in unserer Mitte ward, hintergangen habt?«

»Canarios!«, sagte er, spöttisch lächelnd, »Ihr irrt, Señor Condé, denn ich habe Euch schon verraten, als ich Euch noch nicht kannte.«

Bei diesem schamlosen Bekenntnis konnten die Anwesenden ihren Abscheu nicht verhehlen.

»Wundert Ihr Euch etwa darüber?«, fuhr der Räuber frech fort. »Und warum denn? Ich finde mein Benehmen sehr natürlich. Was seid Ihr für Fremdlinge uns Mexikanern gegenüber? Ihr seid Blutegel, die unser Land nur betreten, um uns das beste Blut auszusaugen, Euch an unseren Schätzen zu bereichern und unserer Anwesenheit zu spotten, unsere Sitten und Gebrauche lächerlich zu machen, und uns Eure Ansichten, das heißt, Eure europäische Zivilisation aufzuzwingen. Was fragen wir danach? Mit welchem Recht eignet Ihr Euch an, was uns teuer ist? Ihr seid Raubtiere, und alle Mittel sind gut, die dazu dienen, Euch zu vernichten. Am hellerlichten Tag sind wir nicht die Stärksten, dafür müssen wir die Nacht benutzen. Ehrlichkeit und Offenheit würden uns verderben. Wir suchen daher Zuflucht in Lüge und List. Wer von uns beiden hat recht, wer unrecht? Wer darf es sich erdreisten, zwischen uns zu richten? Niemand! Ich bin in Eure Hände gefallen, und Ihr werdet mich töten. Ich werde von Euch ermordet, aber nicht verurteilt sein. Denn Ihr habt nicht das Recht, Euch zu meinen Richtern zu erheben. Was wollt Ihr mehr? Handelt nach Eurem Belieben, es ist mir gleich. Wer den

Wind sät, wird den Sturm ernten. Ich habe die Falschheit gesät und den Verrat geerntet, das ist nicht mehr wie billig. Ich werde sterben, obgleich Ihr nicht das Recht habt, mir das Leben, was ich verwirkt habe, zu nehmen. Ich wiederhole es: Euer Richterspruch bleibt ein Mord!«

Nachdem er gesprochen hatte, kreuzte er stolz die Arme über der Brust und blickte die Anwesenden mit kecker Miene an.

Die Abenteurer kamen nicht umhin, die wilde Entschlossenheit des Mannes zu bewundern, der bisher nur ein kriechendes und einschmeichelndes Benehmen gezeigt hatte und sich ihnen plötzlich unter so veränderter Gestalt gegenüberstellte. Indem er mit so rücksichtsloser Offenheit sprach, hatte sich der Räuber neues Ansehen erworben. Seine Falschheit erschien weniger verwerflich, und er flößte den tapferen Männern, bei welchen Mut und Entschlossenheit zu den vornehmsten Tugenden gehören, eine Art von Anteilnahme ein.

»Ihr wollt Euch also nicht verteidigen?«, fragte Don Louis traurig.

»Mich verteidigen?«, antwortete er verwundert, »weil ich meiner Pflicht gemäß gehandelt habe, und, wenn Ihr die Dummheit begeht, mich zu begnadigen, weiterhin so handeln werde? Was fällt Euch ein, Caballeros, das wäre ja der größte Unsinn! Wenn ich mich übrigens verteidigte, so würde ich Euch dadurch das Recht zugestehen, mich zu richten, welches ich im Gegenteil leugne. Also glaubt mir, macht dem lieber ein Ende, das wird für beide Teile das Beste sein.«

Der Graf stand auf, entblößte sein Haupt und wandte sich zu den Abenteurern mit folgenden Worten: »Brüder und Kameraden! Ich frage Euch auf Euer Gewissen und bei Eurer Ehre: Ist dieser Mann schuldig?«

»Ja!«, antworteten die Abenteurer in dumpfem Ton.

»Welche Strafe hat jener Mann verdient?«, fuhr der Graf fort.

»Den Tod!«, antworteten die Abenteurer.

Da wandte sich der Graf zu dem Obersten um sagte: »Don Francisco Flores oder El Garrucholo, Ihr seid zum Tode verurteilt.«

»Habt Dank«, antwortete er mit einer anmutigen Verbeugung.

»Aber«, fuhr der Graf fort, »da Ihr des Verrates überführt seid und daher den Tod der Verräter sterben müsst, nämlich von hinten erschossen zuwerden, sollt Ihr aus Rücksicht auf die mexikanische Uniform, die Ihr tragt und welche wir nicht in Eurer Person schänden wollen, zuvor degradiert werden.«

Der Räuber zuckte die Achseln. »Was kümmert es mich?«, sagte er.

Auf einen Wink des Grafen trat ein Unteroffizier aus den Reihen und vollzog die Degradierung.

El Garrucholo ertrug diese furchtbare Demütigung mit Fassung. Der Räuber hatte die Oberhand über den Caballero gewonnen, und da ihm wirklich, wie er es erklärt hatte, wenig daran lag, ob er degradiert werde, das heißt soviel, wie entehrt sei, lag ihm überhaupt an seiner Ehre nichts.

Als der Unteroffizier wieder in Reih und Glied getreten

war, wandte sich der Graf zu dem Verurteilten und sagte: »Ihr habt zehn Minuten Zeit, um Eure Seele Gott zu empfehlen. Möge er Euch gnädig sein. Von den Menschen habt Ihr im Diesseits nichts mehr zu hoffen.«

Der Räuber schlug ein schallendes krampfartiges Gelächter auf. »Ihr seid verrückt!«, rief er aus. »Was habe ich mit Gott, wenn es ja einen solchen gibt, zu schaffen? Canarios! Ich habe ihm nichts zu bitten. Lieber kann ich mich dem Teufel empfehlen, in dessen Gewalt ich ja ohnehin komme, wenn die Mönche die Wahrheit sagen.«

Bei dieser entsetzlichen Gotteslästerung wandten sich die Abenteurer voll Abscheu ab.

El Garrucholo schien es nicht zu bemerken. »Ich habe nur eine einzige Gnade zu erbitten«, sagte er.

»Redet«, antwortete der Graf, der sich bemühte, seinen Widerwillen zu bezwingen.

»An meinem Halse trage ich ein kleines Futteral aus Samt an einem stählernen Kettchen. Es enthält eine heilige Reliquie, die mir meine Mutter gegeben hat, weil sie mir, wie sie sagte, Glück bringen würde. Ich habe diese von meiner Geburt an getragen. Ich wünsche, dass sie mir mit ins Grab gelegt wird. Vielleicht wird sie mir dort, wohin ich gehe, nützlich sein.«

»Es soll geschehen, wie Ihr wünscht«, antwortete der Graf.

»Ich danke!«, sagte er sehr zufrieden.

Es ist eine seltsame Eigentümlichkeit des mexikanischen Charakters, dass das Volk, obgleich es weder Glauben noch Religion hat, doch so leichtgläubig und abergläubisch ist.



Es ist ein in der Kindheit stehendes Volk, das zu lange in der Sklaverei gelebt und zu plötzlich in Freiheit gesetzt worden ist und daher keine Zeit gehabt hat, weder zu vergessen noch zu lernen.

»Das Pique!«, befahl der Graf. Acht Mann, unter dem Befehl eines Unteroffiziers, traten aus den Reihen. Der Bandit drehte den Soldaten den Rücken zu und kniete nieder.

»Angelegt, Feuer!«

El Garrucholo fiel, von hinten erschossen, lautlos nieder, er war tot. Man warf ein Zarapé über seine Leiche.

»Jetzt«, sagte der Graf kaltblütig, »kommen die anderen Gefangenen an die Reihe!«

Man führte die neun Gefangenen an den Tisch, sie zitterten, denn das kurze Verfahren der Abenteurer erfüllte sie mit Schrecken.

Plötzlich erhob sich in geringer Entfernung ein großes Geräusch, begleitet von Geschrei und Verwünschungen. Zwei Frauen erschienen, sie ritten prächtige Pferde und jagten mit locker gelassenen Zügeln bis in die Mitte des Platzes, wo sie haltmachten.«

Die beiden Frauen waren Dona Angela und ihre Zofe Violanta.

Dona Angelas Haar war aufgelöst, ihr Gesicht war wahrscheinlich von dem schnellen Ritt erhitzt und ihre Augen sprühten Feuer.

Eine Weile blieb sie vor der Menge, die sie verwundert ansah, unbeweglich stehen. Plötzlich aber schien sie einen entscheidenden Entschluss zu fassen. Sie hob den Kopf und redete mit durchdringender Stimme die Abenteurer, wel-

che ihre Schönheit und Unerschrockenheit mit Bewunderung erfüllte, folgendermaßen an:

»Hört, ich, Dona Angela Guerro, Tochter des Gouverneurs des Staates Sonora, erscheine hier, um gegen den Verrat, dessen Opfer Ihr seid und den mein Vater an Euch begeht, feierlichen Protest einzulegen, Don Louis, Anführer der französischen Räuber, ich liebe dich. Willst du mich zur Frau haben?«

Ein stürmischer Beifall nahm diese eigentümlichen Worte auf.

Don Louis trat langsam zu dem jungen Mädchen, als zöge ihn ihr Blick unwiderstehlich an und sagte: »Komm, wenn du dich nicht fürchtest, dich dem Unglück zu verbinden!«

Das junge Mädchen stieß einen wilden Freudenschrei aus, ließ die Zügel ihres Pferdes los und stürzte sich mit leidenschaftlicher Hast in die Arme des Grafen, der sie heftig an sein Herz drückte.

Nach einer Weile erhob er stolz den Kopf, hielt sie noch fest umschlungen und sagte, indem er sich mit herrschendem Blicke umsah: »Hier seht Ihr die Frau des Räuberhauptmanns, Brüder! Liebt sie wie eine Schwester, sie soll unser Schild und unser Schutzengel sein!«

Der Jubel der Abenteurer ließ sich nicht schildern, es war ein Taumel, ein wahrer Rausch. Der sonderbare Auftritt erschien wie ein Traum.

Der Graf wandte sich zu den Gefangenen, die ihr Urteil zitternd erwarteten.

»Geht!«, sagte er zu ihnen, »erzählt, was Ihr gesehen habt. Dona Angela begnadigt Euch.«

Die Gefangenen entfernten sich unter Danksagungen und Segenswünschen, denn nachdem, was sie gesehen hatten, hielten sich die armen Teufel für verloren.

Valentin trat zu dem jungen Mädchen. »Sie sind ein Engel«, sagte er mit leiser Stimme zu ihr, »werden Sie ausharren?«

»Ich bin sein, bis an das Grab«, antwortete sie mit fiebriger Aufregung.

## Kapitel 7 Guetzalli

Wir würden manche Umstände übergehen, manche Tatsachen verschweigen, wenn wir einen Roman schrieben. Da wir aber unglücklicherweise nur Geschichtsschreiber sind, sehen wir uns als solche zur gewissenhaftesten Genauigkeit verpflichtet.

In den ersten Teilen unserer Geschichte haben wir erzählt, wie der Graf von Lhorailles an der Spitze von 150 Franzosen, welche er in der Kolonie Guetzalli ausgehoben, die er begründet hatte, sich verleiten ließ, die Indianer bis in die große Wüste Del-Rort zu verfolgen, wie er sich dort mit seinen Leuten in jenem Sandmeer verirrt und sich, nachdem seine wackersten Kameraden neben ihm gefallen waren, in einem Anfall der Calentura erschoss, und wie, kaum eine Stunde nach seinem Tod die wenigen Franzosen, die dem furchtbaren Elend widerstanden hatten, so glücklich waren, die Wüste zu verlassen und zur Kolonie zurückzukeh-

ren.

Die in Guetzalli zurückgebliebenen Franzosen sahen die schwachen Überreste der Truppe mit Schrecken zurückkehren.

Die Nachricht von dem Tod des Grafen von Lhorailles entmutigte sie vollends. Als sie sich verlassen, ohne Führer, so fern von ihrer Heimat und in einem feindlichen Land sahen, wo sie sich den Angriffen der Apachen fortwährend ausgesetzt wussten, überließen sie sich der Verzweiflung und gingen ernstlich mit der Absicht um, die Kolonie zu verlassen und sich einzuschiffen, um in ihr Vaterland zurückzukehren.

In der Tat war der Graf von Lhorailles nicht nur der Begründer, sondern auch die Seele der Kolonie gewesen. Nach seinem Tod fehlte es seinen Gefährten sowohl an Mut als auch an Energie, um sein Werk zu vollenden. Sie kannten übrigens seine Pläne nur unvollkommen, denn er hatte unter den Leuten, die er um sich versammelte, keinen Vertrauten. Er wollte im ausschließlichen Besitz der Macht bleiben, und da er ohnedem nicht sehr gesprächig war, kannte niemand seine Absichten und Pläne.

Die Franzosen, die ihm folgten, waren zum größten Teil habgierig und von dem Verlangen nach Gold erfüllt, das so vieles bestimmt hatte, alles zu verlassen, um nach Amerika überzusiedeln. Sie sahen sich ihren Erwartungen bitter getäuscht, als sie der Graf bei ihrer Ankunft nicht nach den Gold- und Silberminen, aus welchen sie mit vollen Händen zu schöpfen hofften, sondern zur mexikanischen Grenze führte und dort nötigte, Land anzubauen; mit einem Wort,

eine ackerbauende Kolonie gründete.

Als der erste Augenblick der Bestürzung vorüber war, fingen die meisten an, dem eigenen Trieb folgend, die Vorbereitungen zu ihrer Abreise zu treffen. Jedermann war im Stillen froh, einem Exil zu entgehen, das ihnen nur Gefahren und keine Vorteile bot.

Es war um das Fortbestehen der Kolonie geschehen. Glücklicherweise findet sich überall, wo eine Anzahl Franzosen beisammen sind, sobald der unentbehrliche Anführer verschwindet, plötzlich ein anderer, dem, im Drange der Umstände oft erst selbst, so gut wie seinen Gefährten, die innewohnende Befähigung klar wird.

Unter den Kolonisten von Guetzalli befand sich ein junger Mann von kaum dreißig Jahren, der eine rege Fantasie und ungewöhnliche Fähigkeiten besaß. Dieser junge Mann mit Namen Charles de Laville hatte Europa mehr aus einer geheimen Neugierde und inneren Unruhe verlassen, als aus dem Wunsch, sich die hoch gerühmten Schätze San Franciscos anzueignen.

Er war mit seinem Bruder, der älter und von ernsterem Charakter war als er, in jene Stadt gekommen und hatte zufällig dort den Grafen von Lhorailles kennengelernt. Der Graf übte, vielleicht ohne es zu wissen, einen unwiderstehlichen Einfluss auf diejenigen aus, die ihn selbst nur flüchtig kennenlernten. Als er seine Truppe anwarb, gelang es ihm ohne Mühe Charles de Laville zu gewinnen, der ihm trotz der weisen Ermahnungen seines Bruders folgte.

Der Graf, der ein Menschenkenner war, hatte den ehrlichen, offenen und uneigennütigen Sinn Charles de Laville

richtig erkannt. Er war auch der Einzige von seinen Gefährten, mit welchem er sich zuweilen herabließ, rückhaltlos zu reden und ihm einen Teil seiner Pläne mitzuteilen.

Er wusste, dass der junge Mann sein Vertrauen nie missbrauchen, sondern ihm im Gegenteil nach Kräften beistehen würde.

Als der Graf von Lhorailles im Begriff war, den unheilvollen Zug einzutreten, von dem er nicht wiederkehren sollte, welchem sich, nebenbei gesagt, Charles de Laville hartnäckig widersetzt hatte, übergab ihm der Graf während seiner Abwesenheit die Verwaltung und Leitung der Kolonie, denn er war überzeugt, dass diese unter seiner Führung nur gedeihen könne.

De Laville nahm diesen Beweis von Vertrauen nur widerstrebend an. Es war für einen so jungen, unerfahrenen Mann eine schwere Pflicht, eine so unausgesetzte und scharfe Aufsicht zu führen, was bei solchen Menschen, denen jeder, auch der geringste Zwang unerträglich war, doppelt notwendig schien. Fügten sie sich doch selbst dem Willen des Grafen nur unwillig, obwohl sie ihn achteten und fürchteten.

Indessen gelang es Charles de Laville wider Erwarten und vielleicht gegen seinen Wunsch, in kurzer Zeit und ohne Mühe sich nicht nur den unbedingten Gehorsam, sondern sogar die Zuneigung seiner Gefährten zu erwerben.

Vermöge der Gewalt, die er sich auf solche Weise anzueignen verstanden hatte, war es ihm auch möglich, ein wenig Ordnung in Guetzalli herzustellen, als die Überreste der Truppe des Grafen dorthin zurückkehrten. Er sprach

seinen Gefährten Mut zu und traf seine Vorbereitungen, um einem wahrscheinlichen Überfall der Apachen zu begegnen.

Er ließ den ersten Sturm des Schmerzes vorübergehen, ließ den zu großen Zorn des einen und die nicht minder übertriebenen Befürchtungen des anderen austoben. Als er bemerkte, dass die große Mutlosigkeit, welche die Kolonisten bewog, einen schnellen Rückzug anzutreten, ihrem Urteilsvermögen wieder einige Klarheit verliehen hatte, rief er sie zu einer allgemeinen Versammlung zusammen.

Sie folgten bereitwillig seinem Ruf und versammelten sich in dem geräumigen Hof, der vor dem Hauptgebäude lag, das früher dem Grafen zur Wohnung gedient hatte.

Nachdem sich de Laville überzeugt hatte, dass alle Kolonisten versammelt seien, und seinen Mitteilungen gespannt entgegen sahen, bat er um eine kurze Aufmerksamkeit und sprach zu ihnen.

»Meine Herren,« hob er mit dem Redefluss, den er in hohem Grade besaß, an, »ich bin der Jüngste und wahrscheinlich Unerfahrenste von uns allen. Es kommt mir mithin eigentlich nicht zu, jetzt das Wort zu ergreifen, da es sich um so ernste und wichtige Angelegenheiten handelt. Indessen berechtigt mich vielleicht das Vertrauen, welches der Graf de Lhorailles so freundlich war, mir zu schenken, zu dem Schritt, den ich heute wage.«

»Redet! Redet! Ihr seid jenes Vertrauens vollkommen würdig!«, riefen die Kolonisten ungestüm aus.

Bei diesen ermutigenden Worten lächelte der junge Mann sanft und fuhr fort: »Ohne Zweifel hat uns ein großes Un-

glück betroffen, und eine große Zahl unserer Gefährten ist in der Wüste Del-Rort elend umgekommen; auch der Graf von Lhorailles, unser Anführer, der uns hergebracht hat, ist besiegt. Es ist, ich wiederhole es, für uns und die Zukunft der Kolonie überhaupt ein schwerer Verlust und ein großes Unglück, dass jener löwenherzige hochbegabte Mann sterben musste, an dessen Geschick wir das unsrige geknüpft haben. Ist aber das Unglück, wenn auch furchtbar, unabwendbar, sollen wir, infolge dieses Todesfalles den Mut verlieren und das kaum begonnene Werk einfach so aufgeben? Ich glaube nicht und weiß, dass Ihr ebenso denkt.«

Bei diesen Worten ließ sich leises Murren hören. Der junge Mann ließ seinen ruhigen, klaren Blick über die Versammlung schweifen. Wie durch einen Zauber trat wieder Ruhe ein.

»Nein«, fuhr er mit Nachdruck fort, »es ist nicht eure Ansicht! Jetzt steht ihr, ohne es zu wissen, noch unter dem Einfluss der furchtbaren Katastrophe, die über uns hereingebrochen ist. Die Mutlosigkeit hat sich eurer bemächtigt! Das musste so kommen. Bald werdet ihr aber bedenken, was das Resultat der Tat, die ihr beabsichtigt, sein wird, und welche Schmach für euch daraus entspringt! Wie! Zweihundert Franzosen, das heißt die tapfersten Leute, die es gibt, wollen ihre Posten verlassen, und vor dem Tode fliehen, den ihnen die Pfeile und Lanzen der Apachen, welche sie zurückzuschlagen und zu besiegen verpflichtet sind, bereiten könnte! Was sollen die Mexikaner denken, die bisher eine so hohe Meinung von euch hatten? Was werden eure Brüder sagen, mit denen ihr nach Kalifornien



ausgewandert seid? In der Meinung aller werdet ihr euren Ruf und eure Ehre verloren haben. Denn ihr würdet nicht nur eure Pflicht versäumt haben, sondern auch nicht verstanden haben, in diesen wilden Ländern euren Namen und Ruhm als Franzosen, auf den ihr doch so stolz seid, aufrechtzuerhalten!«

Bei diesen strengen, in jenem eindringlichen Ton gesprochenen Worten, der besonders geeignet ist, Eindruck auf die Masse zu machen, fingen die Kolonisten unwillkürlich an, die Sache von einem anderen Gesichtspunkt zu betrachten und sich innerlich ihrer Mutlosigkeit zu schämen. Doch waren sie noch nicht bekehrt, denn bei alledem blieb ihre Lage die alte, das heißt äußerst bedenklich. Es entstand daher ein tumultartiges Geschrei, denn jedermann wollte seine Ansicht vortragen und seine Meinung geltend machen, wie es bei Volksversammlungen gewöhnlich zu gehen pflegt.

Endlich gelang es einem Kolonisten mit großer Mühe, sich Gehör zu verschaffen und antwortete dem jungen Mann.

»Was Ihr sagt, Monsieur Charles, ist nicht ganz unwahr, doch können wir nicht in unserer jetzigen Lage verharren, die mit jedem Augenblick schlimmer wird und bald unhaltbar werden muss. Was gibt es dagegen für ein Mittel?«

»Das Mittel ist leicht zu finden«, erwiderte der junge Mann lebhaft, »muss ich euch erst darauf aufmerksam machen?«

»Ja, ja!«, riefen alle.

»Wohl an, so sei es, ich bin einverstanden. Hört mich also

an.«

Es entstand sofort das tiefste Schweigen.

»Wir sind 200 kräftige, entschlossene und einsichtsvolle Männer, können wir nicht aus unserer Mitte einen Anführer wählen, der unseres Vertrauens würdig ist? Wir haben denjenigen verloren, der uns bisher leitete. Ist es deshalb gewiss, dass ihn niemand ersetzen kann? Es würde töricht sein, das zu glauben. Der Graf von Lhorailles war nicht unsterblich, wir mussten früher oder später darauf gefasst sein, ihn zu verlieren. Unglücklicherweise ist der Fall eher eingetreten, als wir es vermuteten. Ist das ein Grund niedergeschlagen und mutlos zu werden? Nein, erheben wir uns im Gegenteil, richten wir uns auf, fassen wir Mut, und erwählen wir denjenigen unter uns zu unserem Anführer, der uns wegen seiner Offenheit und Umsicht das meiste Vertrauen einflößt. Ein solcher Mann ist unter uns leicht zu finden. Auf, Kameraden, nicht länger gezaudert. Genug der Niedergeschlagenheit, stimmen wir lieber stehenden Fußes ab. Sobald unser Anführer gewählt und von allen anerkannt ist, werden wir weder Gefahren noch Leiden mehr fürchten, denn wir haben ein Haupt, uns zu leiten, und einen Arm, uns zu stützen.«

Die letzten Worte steigerten den Jubel und die Begeisterung der Kolonisten aufs Höchste.

Der Charakter der Franzosen ist also beschaffen. Ein Nichts gibt ihnen den Mut zurück, verscheucht die Wolken an ihrem Himmel und lässt sie eine sorgenfreie herrliche Zukunft ahnen.

Die Kolonisten fingen an, sich in Dreier- und Vierergrup-

pen zusammenzufinden, worauf man sich eifrig beriet, welchen Anführer man wählen wolle.

Während dieser Zeit war de Laville scheinbar teilnahmslos gegen das, was vor sich ging, zurück in das Innere des Hauses getreten und ließ seinen Kameraden vollkommene Freiheit und nach Gutdünken handeln.

Wir fügen hier ein, dass der Rat, welchen der junge Mann erteilt hatte, vollständig uneigennützig aus seiner Sicht war. Er hatte keineswegs die Absicht, die schwere Bürde eines Anführers auf sich zu laden, die ihm nicht verlockend erschien. Als er die Franzosen aufforderte, einen Anführer zu wählen, dachte er nur daran, den Untergang der Kolonie, die kaum seit einem Jahre begründet war, zu verhüten. Die mit Umsicht eingeleiteten Arbeiten fingen an, gute Früchte zu tragen und es stand zu erwarten, dass, wenn sich die Kolonisten nicht verstreuten, sie einem Wohlstand entgegengingen, der ihnen für ihre Bemühungen und Anstrengungen hundertfachen Lohn versprach.

Die Beratung dauerte ziemlich lange, überall traten begeisterte Redner auf, schienen sich aber nicht einigen zu können.

Indessen legte sich der Tumult nach und nach, die einzelnen Gruppen traten zusammen und unter der Leitung einiger Männer, die entweder einsichtsvoller oder besser aufgelegt waren als die übrigen, nahm die Verhandlung einen regelmäßigeren und ernsteren Verlauf.

Endlich nach langem Hin- und Widerreden einigten sich die Kolonisten und trugen einem Mann aus ihrer Mitte auf, Charles de Laville das Resultat der Beratung mitzuteilen.

Der zum Boten Auserkorene trat in das Haus, während die übrigen sich vor das Haus aufstellten.

Charles bekümmerte sich, wie wir bereits gesagt haben, nicht um die Vorgänge draußen. Der Tod des Grafen von Lhorailles, welchem er trotz seines seltsamen Charakters zugetan gewesen, hatte ihn nicht nur betrübt, sondern die letzte Bande zerrissen, die ihn an das entlegene Stückchen Land banden, wo er nichts mehr ausrichten zu können glaubte. Er erwartete nur die Wahl des neuen Anführers, um Abschied von der Kolonie zu nehmen und sie für immer zu verlassen.

Als der Bote der Kolonisten in das Zimmer trat, blickte er auf, sah ihn fragend an und sagte: »Nun? Besitzen wir endlich ein neues Oberhaupt?«

»Ja«, antwortete jener lakonisch.

»Wer ist es?«, fragte der junge Mann neugierig.

»Unsere Kameraden werden es Ihnen sagen, Monsieur Charles«, antwortete er. »Sie haben mir aufgetragen, Sie zu bitten, der Wahl beizuwohnen und sie durch Ihre Gegenwart zu bestätigen.«

»Recht so«, sagte er lächelnd, »ich hatte vergessen, dass ich bisher Euer Anführer gewesen und ich demjenigen, den Ihr gewählt habt, die Macht übergeben muss, die mir der Graf anvertraut bat. Ich folge Euch.«

Der Bote verneigte sich schweigend und beide verließen das Haus.

Als sie auf der Treppe erschienen, die zu dem Hause führte, stießen die Kolonisten, die sich bisher ruhig verhalten hatten, ein gewaltiges Jubelgeschrei aus und schwenk-

ten ihre Tücher und Hüte zum Zeichen der Freude.

Der junge Mann wandte sich überrascht zu dem Boten, der ihn begleitete. Dieser lächelte.

Nach diesem lauten Willkommen trat wie auf einen Zauberschlag die frühere Ruhe wieder ein.

Jetzt entblößte der Abgesandte sein Haupt, und nachdem er den jungen Mann, der verwirrt und betroffen vor ihm stand, ehrerbietig begrüßt hatte, sagte er mit lauter vernehmlicher Stimme: »Charles de Laville, wir alle hier versammelten Kolonisten von Guetzalli haben, nachdem wir auf Ihren Rat zusammengekommen sind, um einen neuen Anführer zu wählen, erkannt, dass nur Sie alle erforderlichen Eigenschaften besitzen, um den Posten, den Ihnen das Vertrauen unseres Anführers übertragen hatte, würdig auszufüllen. In der Absicht, nicht nur das Andenken unseres verstorbenen Anführers zu ehren, sondern auch um Ihnen unsere Dankbarkeit für die übernommene Leitung an den Tag zu legen, ernennen wir Sie einstimmig zum Capitaine von Guetzalli und sind der festen Überzeugung, dass Sie fortfahren werden, uns mit derselben Gesinnung, derselben Umsicht und Gerechtigkeit zu leiten, wie Sie es bisher getan haben.«

Hierauf nahm er den schriftlichen Kontrakt, der sämtliche Mitglieder der Kolonie untereinander verband und den sie auf die Aufforderung des Grafen hatten beschwören müssen, als er sie anwarb, aus den Händen eines der Kolonisten, entfaltete ihn und sagte: »Capitaine, dieser Kontrakt, den ich jetzt mit lauter Stimme vorlesen werde, soll sofort von uns allen beschworen werden. Sie sollen hingegen

schwören, uns zu beschützen, zu verteidigen und uns für und wider alle gutes Recht zu verschaffen.«

Der junge Mann nahm seinen Hut ab, streckte der Versammlung den Arm entgegen und sagte in festem Tone: »Ich schwöre es!«

»Es lebe der Capitaine!«, riefen die Kolonisten begeistert aus. »Der Kontrakt! Der Kontrakt!«

Die Vorlesung begann.

Nach jedem Paragraphen riefen die Versammelten einstimmig: »Wir schwören es!«

Der Auftritt hatte etwas Ergreifendes. Jene Männer mit den kräftigen Zügen und der sonnenverbrannten Farbe, die in der Mitte der Wildnis und umgeben von einer erhabenen Natur, angesichts des Himmels, Treue und unbegrenzten Gehorsam schworen, erinnerten lebhaft an die berühmten Freibeuter des 16. Jahrhunderts, die sich anschickten, einen ihrer kecken Streifzüge zu unternehmen und Montbars, dem Vernichter, oder irgendeinem anderen berühmten Häuptling der Schildkröteninsel die Treue zu schwören.

Nach beendigter Vorlesung beschloss ein abermaliges Jubelgeschrei die einfache Feierlichkeit der Wahl eines Anführers der Abenteurer in einer Wildnis der neuen Welt.

Dieses Mal war vielleicht zufällig die allgemeine Stimme dem Würdigsten zugefallen.

Charles de Laville war in der Tat der Einzige, dem es gelingen konnte, die Verluste des letzten Unternehmens auszugleichen und die Kolonie wieder auf den gedeihlichen Weg zurückzuführen, welchen sie unter der Führung des Grafen von Lhorailles betreten hatte.

## Kapitel 8

### Der Abgesandte

Nach beendeter Wahl verlief in der Kolonie, wenigstens dem Anschein nach, alles wieder wie gewohnt.

Dem war aber in Wahrheit nicht so.

Der Graf von Lhorailles hatte die Hoffnungen der Abenteurer, die sein entschlossener und unternehmender Sinn versammelte, mit in sein Grab genommen.

Nach seinem Tod mussten die Dinge eine andere Wendung nehmen und Schwierigkeiten entstehen.

Die mexikanischen Behörden, denen nur der unbeugsame Wille des Grafen ein scheinbares Wohlwollen abgezwungen hatte, obwohl sie die Ansiedelung der Kolonisten auf dem Grund und Boden der Republik nie mit günstigen Blicken angesehen hatten, fingen nun, wo sie die Rache des Mannes, den sie fürchten gelernt, sobald sie ihn kennengelernt hatten, nicht mehr zu gewärtigen hatten, verstohlen an ein System kleiner Ärgernisse zu verfolgen, das schon begann, die Lage der Franzosen schwierig zu machen und sie bald ganz unerträglich machen musste, wenn Letztere nicht zu einem energischen Mittel griffen, um ihrer Lage, die täglich schwieriger wurde, eine andere Wendung zu geben.

Andererseits war zwar die Kolonie von der Küste entfernt genug, dennoch drangen je zuweilen die Gerüchte, die in der Welt kursierten, zu ihnen.

Es zogen Truppen von Auswanderern durch Guetzalli, die alle nach Kalifornien wollten.

Jene Auswanderer, die Gambusinos oder mexikanische Abenteurer waren, träumten von nichts anderem als von unerschöpflichen Goldfeldern und ungeheuer ergiebigen Minen.

Das Goldsieben, jene schreckliche Krankheit, welche die Engländer mit dem kräftigen Namen *Das gelbe Metallfieber* richtigerweise bezeichnen, hatte seinen Höhepunkt erreicht.

Aus allen Ecken der Welt strömten Abenteurer, die aus Europäern, Asiaten, Afrikanern, Amerikanern und Ozeanern bestanden, wie Schwärme unheilvoller Heuschrecken herbei, um sich auf dem Land niederzulassen, auf welchem sie nach unsäglichen Leiden untergehen sollten.

Es war ein gottloser Kreuzzug der niedrigen Begierden und das Feldgeschrei lautete: »Gold! Gold!«

Die Menschen, welche ihr Vaterland, ihre Familien, kurz alles verließen, kannten nur einen Wunsch, nur ein Verlangen: Gold, immer mehr Gold zusammenzuscharren.

Es war ein widriger Anblick.

Solche Züge folgten sich rasch aufeinander in der Kolonie. Sie blickten unverwandt in die Ferne und hatten auf alle Fragen nur eine Antwort: Kalifornien, Goldminen.

Zur Erlangung jenes vornehmsten aller Metalle war ihnen jedes Mittel recht und nichts konnte sie daran hindern. Sie waren zu allem bereit, sowohl zu den größten Verbrechen als auch zu den niederträchtigsten Betrügereien und schändlichsten Gemeinheiten.

Unglücklicherweise für die Kolonie gehörten die durchwandernden Abenteurer zu den unwissendsten, verderb-



testen und rohesten Bewohnern Mexikos.

Die Franzosen, deren ursprüngliches Ziel auch die Ausbeute der Minen war, fühlten das Verlangen in sich erwachen, nach dem verlassenen Eldorado zurückzukehren, um ihren Anteil an der Beute zu fordern.

So stark sich auch ein Mensch zu Unrecht etwas einbilden mag, wird er doch nicht ungestraft das Wort *Gold* fortwährend vor seinen Ohren ertönen hören.

In der Zusammenstellung der wenigen Buchstaben liegt ein gewaltiger und unbegreiflicher Reiz, der die Habsucht anregt und alle bösen Neigungen erweckt.

Die Kolonisten von Guetzalli waren ehrliche, arglose Abenteurer, und die meisten von ihnen hatten Europa verlassen, um sich in dem Wunderland, von dem man fabelhafte Dinge erzählte, rasch zu bereichern.

Der Graf hatte einen solchen Einfluss über sie zu gewinnen gewusst, dass sie sich schweigend in die Lage fügten, die er ihnen angewiesen hatte. Allmählich siegte die Macht der Gewohnheit, und wenn sie ihre früheren Wünsche auch nicht vergessen hatten, betrachteten sie diese jedoch wie schöne Träume und unerreichbare Truggestalten.

Die früheren Ereignisse und der ungeheure Glanz, der den Namen Kalifornien plötzlich umgab, waren dazu geeignet, den Träumen plötzlich Gestalt zu verleihen und die Habgier der Kolonisten aufs Höchste zu reizen.

Charles de Laville beobachtete die Fortschritte, welche die Entsittlichung unter seinen Kolonisten machte, mit Schrecken. Er war sich innerlich bewusst, dass der Feind, den er bekämpfen müsse, um wieder Macht über seine Gefährten

zu gewinnen, der alte Drang zu Abenteuern war, der im Grunde ihrer Herzen gährte und ihnen das ruhige friedliche Leben, welches sie führten, verhasst machte, während sie sich zugleich heimlich und fast unbewusst nach einem bewegten und wechselvollen Leben sehnten.

Wer vermag den seltsamen Widerspruch im Menschenherzen zu erklären, vermöge dessen dieselben Leute, welche mit leidenschaftlichem Verlangen und um jeden Preis nach Gold trachten, ja, das furchtbarste Elend ertrugen, um sich dessen Besitz zu sichern, sehr häufig keinen Wert auf das heiß begehrte Metall legten, sobald sie es besahen. Häufig verachteten sie es und vergeudeten es am Spieltisch oder an noch verrufeneren Orten. Man hätte glauben sollen, dass das so mühsam erworbene Gold sich in ihrer Hand zu glühendem Feuer verwandele, das sie nicht schnell genug von sich werfen konnten.

Diese Bemerkung konnte man besonders bei den Franzosen häufig machen. In ihren Augen hatte das Gold nur in sofern Wert, als es ihnen Mühe gekostet hatte, es zu erlangen.

Sie waren echte Abenteurer im eigentlichen Sinne des Wortes, und was ihnen das Gold begehrenswert machte, war nicht der Reichtum an und für sich, sondern der Kampf und der Aufwand von Mut und Energie, dessen es bedurfte, um es zu erwerben.

Charles kannte den Charakter der Leute, die unter seiner Leitung standen, genau. Er wusste, dass er ihrem Tatentrieb nur irgendein anderes Feld anzuweisen brauchte, um sie bei sich zu behalten. Er musste ihre rege Fantasie be-

schäftigen und dem Herzen und Geist jener außergewöhnlichen Männer Nahrung bieten.

Wie sollte er das anfangen und welches Mittel konnte er anwenden?

Darüber zerbrach sich Charles vergeblich den Kopf. Es wollte kein leuchtender Funke in seinem Geist aufblitzen und kein Licht aufgehen.

Zu der Zeit kamen zwei Franzosen, welche den Grafen auf seinem letzten Zuge begleitet hatten und die man schon lange für tot hielt, nach Guetzalli zurück.

Jedermann war überrascht, als sie bleich, abgezehrt, halb nackt und wankenden Schrittes ankamen. Das Erstaunen steigerte sich aber, als sie zwei Tage nach ihrer Rückkehr, nachdem sie sich unter sorgfältiger Pflege soweit erholt hatten, dass sie reden konnten, anfangen, ihre ans Fabelhafte grenzenden Abenteuer zu erzählen.

Folgendes ist der kurz zusammengefasste Inhalt ihrer Erlebnisse:

Der furchtbare Sturm, welcher die Truppe des Grafen überfiel, überraschte sie in ziemlicher Entfernung von dem Ort, wo ihre Kameraden eine Zuflucht gesucht hatten und machte es ihnen unmöglich, zu diesen zurückzukehren.

Sie hatten sich, so gut es anging, gegen den Sturm zu sichern gesucht. Als sich dieser endlich gelegt hatte, sahen sie mit Schrecken, dass alle Spuren verschwunden waren.

Vor, hinter und um sie her dehnte sich düster, öde und trostlos die Wüste aus. So weit ihr Auge reichte, sahen sie nichts weiter als Sand.

Sie hielten sich für verloren, fühlten sich von Verzweif-

lung erfasst und sanken mit dem Entschluss zu Boden, den Tod zu erwarten, der ihrem Elend ohne Zweifel bald ein Ende machen würde.

So blieben sie nebeneinander, gesenkten Hauptes und mit glanzlosen Augen liegen und überließen sich der tiefen Trostlosigkeit, die sich der stärksten Menschen bemächtigt, wenn sie von großem Unglück betroffen werden und die sie des Selbstbewusstseins und der Fähigkeit zu denken beraubt.

Sie wussten nicht zu sagen, wie lange der Zustand dauerte. Sie lebten und fühlten nicht mehr, sondern vegetierten nur. Das plötzliche Erscheinen einer Truppe Indianer entriß sie diesem leblosen Zustand. Es waren Apachen, die mit furchtbarem Geschrei und drohend geschwungenen Waffen um sie herumjagten.

Die Indianer bemächtigten sich ihrer, ohne dass sie den geringsten Widerstand geleistet hätten, und führten sie zu einem ihrer Atepelt oder Dorf, wo sie die Indianer zur schmachvollen und erniedrigendsten Sklaverei zwangen.

Bald erwachte aber die schlummernde Energie im Herzen der beiden Abenteurer, und sie bereiteten mit Geduld, Geschicklichkeit und unglaublicher Verschwiegenheit alles für ihre Flucht vor.

Wir wollen nicht näher auf die Art und Weise eingehen, wie es ihnen endlich gelang, sich der Aufsicht ihrer Wächter zu entziehen und nach endlosen Kreuz- und Querzügen in die Kolonie zurückkamen, wo sie gänzlich erschöpft und halb verhungert ankamen, um uns gleich den wichtigsten Punkt ihrer Erzählung zuzuwenden.

Die beiden Männer versicherten den Kolonisten, dass das Dorf, zu welchem sie die Apachen gebracht hatten, kaum einen Büchenschuss von einem unglaublich reichen Goldfeld entfernt sei und dasselbe außerordentlich leicht auszu-deuten gehe, weil das Metall fast zutage liege. Sie brachten zum Beweis der Wahrheit ihrer Behauptung mehrere Stücke des feinsten Goldes mit, die es ihnen gelungen war, sich zu verschaffen und boten sich an, diejenigen Abenteurer, die sich ihrer Führung anvertrauen wollten, zu jenem Goldfeld zu führen, das kaum zehn bis zwölf Tagereisen von der Kolonie entfernt sei, und gaben ihnen die Versicherung, dass die reiche Beute, welche sie dort finden würden, sie für ihre Mühe tausendfach belohnen werde.

Diese Erzählung erregte die Teilnahme der Kolonisten in hohem Grade, besonders aber widmete Charles de Laville dieser die ernsteste Beachtung. Er ließ die Männer ihre Geschichte mehrfach wiederholen, doch blieben sie unabänderlich bei ihrer ersten Aussage.

Der Capitaine hatte endlich das so lange und vergeblich gesuchte Mittel gefunden. Er konnte versichert sein, dass ihn seine Gefährten nicht nur nicht verlassen, sondern ihm in allem blindlings gehorchen würden, was es ihm gefiele, anzuordnen.

Noch am selben Tag kündigte er den Kolonisten an, dass er gewillt sei, mit einer Truppe zur Entdeckung des Goldfeldes auszuzücken, aus dessen Nähe er die Indianer vertreiben und dessen Schätze er, zum Nutzen sämtlicher Mitglieder der Kolonie ausbeuten wolle. Diese Nachricht wurde mit Jubel aufgenommen.

De Laville schritt sofort zur Verwirklichung seines Planes. Die Zahl der Kolonisten war durch häufige Desertionen sehr verringert worden. Indessen zählte Guetzalli noch immer ungefähr zweihundert Franzosen.

Es war für die Goldsucher von der größten Wichtigkeit das Bestehen der Kolonie zu sichern, indem es der einzige Ort war, wo sie von der Mine aus Verstärkung und Lebensmittel beziehen konnten. Denn Guetzalli war, wie schon früher erwähnt wurde, der äußerste Vorposten der Zivilisation und befand sich an der Grenze der Wildnis.

Jene Lage, welche man anfangs gewählt hatte, um die Indianer leichter zurückschlagen und sich ihren periodischen Einfällen auf mexikanisches Gebiet wirksamer widersetzen zu können, wurde im gegenwärtigen Fall für die Abenteurer unschätzbar, indem sie dadurch in die Situation versetzt wurden, sich ohne andere Hilfe als ihre eigene mit allem zu versehen, dessen sie bedurften. Auch wurde es ihnen auf diese Weise möglich, die Entdeckung des Goldfeldes lange genug geheim zu halten, um die mexikanische Regierung trotz ihrer Habsucht zu verhindern, sich einzumischen und gewohnter Maßen den Löwenanteil an sich zu reißen.

Der Capitaine wollte daher die Kolonie nicht ganz entvölkern, damit sie imstande sei, ihr Ansehen zu behaupten und sich gegen einen Angriff der Apachen oder Comanchen, jenen unerbittlichen Feinden der Weißen, die stets auf der Lauer liegen und den geringsten Fehler benutzen, um sie zu überfallen. De Laville bestimmte daher, dass die zu dem Unternehmen bestimmte Truppe aus achtzig gut berittenen und bewaffneten Männern bestehen sollte und die

übrigen zum Schutz der Kolonie zurückzubleiben hätten.

Um ferner jede Eifersucht und Feindseligkeit unter den Leuten zu verhindern, erklärte der Capitaine, dass durch das Los entschieden werden solle, wer den Tross zu den Goldminen mitzumachen habe.

Dieses Mittel, welches alle zufriedenstellte, fand echte Anerkennung. Man schritt daher zur Ziehung der Lose.

Diese wurde auf sehr einfache Weise durchgeführt. Der Name jedes Abenteurers wurde auf ein Stück Papier geschrieben, zusammengerollt und in ein Gefäß geworfen, worauf ein Kind beauftragt wurde, die gezogenen Namen zu verlesen. Die achtzig, welche zuerst gezogen wurden, waren bestimmt, um zu den Goldvorkommen zu ziehen. Dieses Verfahren war außerordentlich einfach und besonders unparteiisch, und niemand konnte sich beklagen.

Es geschah alles, wie es angeordnet war. Der Zufall begünstigte den Capitaine, wie es bei ähnlichen Fällen häufig geschieht, indem die unternehmendsten und energischsten Männer zu seinen Begleitern bezeichnet wurden.

Nun ging man eifrig daran, die Vorbereitungen zur Abreise schnell zu beenden. Man sammelte Vorräte aller Art ein, sorgte für Maultiere und versah sich mit den nötigen Gerätschaften, um die Minen auszubeuten.

So große Anstrengungen der Capitaine auch entwickelte, verging doch fast ein Monat, ehe alles bereit war.

Die furchtbare Katastrophe, deren Opfer der Graf von Lhorailles geworden war und das ihm in der großen Wüste Del-Nort zugestoßen, war für den Capitaine de Laville, der diese mit seinen Leuten auch durchziehen musste, eine

ernste Warnung, größte Vorsicht an den Tag zu legen und nichts dem Zufall zu überlassen.

Er beachtete daher keineswegs die Ungeduld seiner Gefährten, die ihn drängten, sich zu beeilen, sondern beaufsichtigte den Bau der Gepäckwagen mit der gewissenhaftesten Aufmerksamkeit, ja es entging ihm kein noch so geringfügiger Umstand, denn er wusste, dass ein, wenn auch nur kurzer Aufenthalt in der Wüste, sei es durch den Verlust einer Schraubenmutter, das Brechen einer Deichsel oder das Reißen eines Stranges verursacht seiner Truppe das Leben kosten könne.

Endlich war alles bereit und der Tag der Abreise bestimmt. Die Truppe sollte binnen achtundvierzig Stunden Guetzalli verlassen, als gegen fünf Uhr abends, da der Capitaine von einer letzten Musterung der bereits gepackt im Hofe stehenden Wagen zurückkehrte, die auf der Landenge aufgestellte Wache die Ankunft eines Fremden verkündete.

So bald man sich überzeugt hatte, dass der Fremde ein Weißer sei, der die Uniform eines hochgestellten mexikanischen Offiziers trug, befahl der Capitaine, dass man ihn einlasse.

Die Barriere wurde sofort geöffnet und der Oberst, denn der Fremde trug die Abzeichen dieser Würde, betrat Guetzalli, gefolgt von zwei Lanceros, die ihm als Begleitung dienten und einem Maultiere, das sein Gepäck trug.

Der Capitaine kam ihm entgegen.

Der Oberst stieg ab, warf einem der Lanceros die Zügel seines Pferdes zu und begrüßte den Capitaine höflich, der



seinen Gruß freundlich erwiderte.

»Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?«, fragte er den Fremden.

»Ich bin,« antwortete jener, »Oberst Vicente Suarez, Adjutant des Generals Don Sebastian Guerrero, des Gouverneurs der Provinz Sonora.«

»Ich freue mich des Zufalles, Señor Don Vicente, der mir das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft verschafft. Sie werden von der langen Reise ermüdet sein und ich hoffe, dass Sie einige einfache Erfrischungen annehmen werden.«

»Das nehme ich von Herzen an, Caballero,« antwortete der Oberst mit einer Verbeugung, »und zwar um so lieber, als ich so eilig hergekommen bin, dass ich mir seit meiner Abreise von Pitic nicht gestattet habe, auszuruhen.«

»So, kommen Sie von Pitic?«

»Geradeswegs, ich bin nicht weniger als vier Tage unterwegs.«

»Dann müssen Sie sehr ermüdet sein, denn die Entfernung ist groß, und Sie sind, wie Sie mir die Ehre erwiesen, mir zusagen, sehr schnell geritten. Wollen Sie mir freundlicherweise folgen?«

Der Oberst verneigte sich schweigend und der Capitaine führte ihn in ein Zimmer, wo allerhand Erfrischungen bereitstanden.

»Setzen Sie sich, Don Vicente,« sagte der Capitaine, indem er seinem Gast einen Sessel anbot.

Der Oberst sank auf die Butaca, die man ihm zurechtrückte, mit einem Behagen nieder, das nur diejenigen begreifen können, die ohne Unterbrechung dreißig Stunden hinterei-

nander auf dem Pferde gegessen haben.

Die Gastfreundschaft, welche man dem Obersten bot, wurde von den untergebenen Offizieren der Compagnie, auch den Lanceros und dem Ariero erwiesen.

Die Unterhaltung zwischen dem Capitaine und seinem Gaste wurde eine Zeit lang unterbrochen.

Der Oberst aß und trank mit einer Hast, welche bei der anerkannten Enthaltbarkeit der Mexikaner unwiderleglich bewies, dass er lange nichts zu sich genommen hatte.

De Laville betrachtete ihn nachdenklich und fragte sich im Stillen, welcher wichtige Grund den General Guerrero bestimmt haben könne, einen so hoch angestellten Offizier wie den Obersten nach Guetzalli zu schicken. Unwillkürlich empfand er einige Unruhe.

Endlich trank Don Vicente Suarez ein Glas Wasser, wischte sich den Mund und wandte sich dem Capitaine zu.

»Ich bitte tausendmal um Verzeihung«, sagte er, »dass ich Euch Umstände bereite, aber jetzt kann ich gestehen, dass ich halb verhungert war, da ich seit acht Uhr abends nichts gegessen habe.«

Der Capitaine verneigte sich. »Sie werden doch auf keinen Fall heute Abend wieder abreisen wollen?«, fragte er.

»Bitte um Vergebung, Caballero, ich werde womöglich in einer Stunde weiterreiten.«

»So bald?«

»Der General hat mir größte Eile befohlen.«

»Aber Ihre Pferde sind halb totgehetzt.«

»Ich hoffe, dass sie mir andere geben werden.«

Es fehlte in der Kolonie nicht an Pferden. Es waren mehr

vorhanden, als die Kolonisten brauchten. De Laville hätte daher die Bitte des Obersten leicht erfüllen können. Dessen Benehmen kam ihm aber so ungewöhnlich vor und er glaubte in seinem Wesen etwas so Geheimnisvolles zu bemerken, dass seine Unruhe zunahm und er antwortete: »Ich weiß nicht, Oberst, ob es mir trotz meines Wunsches, Ihnen gefällig zu sein, möglich sein dürfte, ihrem Wunsche nachzukommen. Pferde sind gegenwärtig hier sehr selten.«

Der Oberst äußerte seine Unzufriedenheit. »Caramba!«, sagte er, »das würde ich sehr bedauern.«

In dem Augenblick öffnete ein Peone leise die Tür und übergab dem Capitaine ein Papier, auf welchem mit Bleistift einige Worte geschrieben waren.

Der junge Mann entschuldigte sich, entfaltete das Papier und las es schnell.

»Ach!«, rief er plötzlich aus, indem er das Papier hastig zerknüllte. »Er ist hier? Was geht da vor?«

»Wie?«, fragte der Oberst neugierig, der den Sinn seiner Worte, die in französischer Sprache gesprochen wurden, nicht verstand.

»Nichts,« antwortete er, »oder wenigstens etwas, was nur mich persönlich betrifft.« Daraufhin wandte er sich zu dem Peonen und sagte: »Ich komme.«

Der Peone grüßte und entfernte sich.

»Oberst,« fuhr de Laville zu seinem Gast gewandt fort, »erlauben Sie mir, Sie einen Augenblick zu verlassen.«

Ohne die Antwort abzuwarten, verließ er rasch das Zimmer, dessen Tür er hinter sich verschloss.

Der Oberst war über diese plötzliche Situation sehr be-

troffen.

»Oho!«, murmelte er, indem er ohne es zu wissen auf Spanisch dieselben Worte brauchte, deren sich der Capitaine auf Französisch bedient hatte. »Was geht da vor?«

Da es ein echter Mexikaner war, der gern von allem genau unterrichtet sein wollte und besonders gern zu entdecken suchte, was man ihm verbergen zu wollen schien, stand er leise auf, trat an das Fenster, öffnete die Moskitovorhänge und blickte neugierig in den Hof.

Seine Bemühung half ihm aber nichts, denn der Hof war verlassen.

Da kehrte er langsam auf seinen Platz zurück, streckte sich wieder auf die Butaca; drehte nachlässig ein Papelito und murmelte halblaut: »Geduld! Wer warten kann, kommt auch zum Ziel. Früher oder später werde ich die Lösung des Rätsels erfahren.«

Er schien sich durch diese Betrachtung über die ihm widerfahrene Täuschung getröstet zu haben, denn er zündete philosophisch seine Zigarette an und verschwand bald in einer dicken Rauchwolke, die er aus Mund und Nase blies.

Wir wollen den würdigen Obersten ungestört diesem angenehmen Zeitvertreib überlassen, um Charles de Laville zu folgen und dem Leser die Worte zu erklären, die er beim Durchlesen des Papiers ausgestoßen, welches ihm der Peone so unerwartet überreichte.

## Kapitel 9

### Dona Angela

Ehe wir mitteilen können, was in Guetzalli zwischen de Laville und dem Obersten vorging, müssen wir zum Lager der Abenteurer zurückkehren.

Louis hielt das junge Mädchen noch immer fest umfasst und führte sie in das Innere der aus Laubwerk errichteten Hütte, die ihm seine Kameraden am Eingang der Kirche gebaut hatten.

Dort angekommen ließ er sie auf einer Butaca Platz nehmen, während er sich selbst auf einen Equival setzte.

Es folgte ein tiefes Schweigen.

Beide waren in ihre Betrachtungen versunken.

Im Herzen Louis ging eine seltsame Verwandlung vor. Er fühlte sich unwillkürlich von neuer Hoffnung belebt. Ein neuer Mut durchströmte ihn und neue Lebenslust beseelte ihn. Er gedachte der Zukunft, jener Zukunft, der er hatte entgehen wollen, indem er seinen Tod in einem tollkühnen und unbefangenen Handstreich suchen wollte, den er auszuführen übernommen hatte.

Das menschliche Herz enthält seltsame Widersprüche.

Der Graf hatte sich in seinen Schmerz gehüllt, sich gewissermaßen in denselben eingelebt und dadurch vor sich selbst die Laufbahn entschuldigt, die er ergriffen oder die ihn vielmehr sein Milchbruder hatte ergreifen lassen. Er sah und empfand im Leben nichts wie Bitterkeit und wies alles, was Freude oder Glück heißt, verächtlich von sich.

Er fühlte, ohne begreifen zu können, wie eine solche Ver-

wandlung möglich gewesen war, wie sein mit Vorliebe gehogter und genährter Schmerz abnahm, schwächer wurde, ja im Begriff war, sich in eine sanfte träumerische Schwermut zu verwandeln und einem anderen, stärkerem und lebendigerem Gefühl Platz zu machen, das ehe er hätte daran denken können, dagegen anzukämpfen oder es zu ersticken, so tiefe Wurzeln in seinem Herzen geschlagen hatte, dass er sich ganz von demselben erfüllt fand.

Jenes neue Gefühl war die Liebe. Alle Leidenschaften sind heftig und besonders unlogisch, sonst wären es keine Leidenschaften.

Don Louis liebte Dona Angela. Er liebte sie wie ein Mann, der die letzte Grenze zwischen Jugend und Alter erreicht hat, nämlich sinnlos und übermäßig.

Er liebte und hasste sie zugleich, denn er zürnte ihr, dass sie eine neue Liebe in ihm erweckt hatte, die ihm die alte vergessen ließ und ihm zugleich offenbarte, dass das menschliche Herz wohl schlummere, aber niemals sterben könne.

Der Einfluss, den das junge Mädchen über ihn gewonnen hatte, war um so größer und heftiger als sie, sowohl im Äußeren als im Inneren den grellsten Gegensatz zu Dona Rosario, dem sanften engelhaften Wesen, das der Graf zuerst geliebt hatte, bildete.

Die majestätische und strenge Schönheit der Dona Angela, ihr feuriger und leidenschaftlicher Charakter, alles hatte den Grafen bezaubert und gefesselt. Er zürnte ihr wegen der Herrschaft, die er ihr, ohne es zu wollen, über seinem Willen eingeräumt hatte und warf sich die Verwandlung,

welche jene Liebe in seinem Herzen hervorgerufen hatte, wie eine unwürdige Schwachheit vor, weil er gezwungen war, anzuerkennen, dass es ihm noch möglich sei, glücklich zu werden.

Louis machte von der Mehrheit des Menschengeschlechts keine Ausnahme. Die Menschen sind sich darin alle gleich, dass, wenn sie ihr Leben im Stillen unter dem besonderen Einfluss eines Gefühls, sei es der Trauer oder der Freude, gestellt haben, sich darin gefallen, dasselbe immer mehr zu entwickeln, einen Teil ihres Wesens daraus zu machen und sich dahinter zu verschanzen wie hinter einer unbesiegbaren Zitadelle. Wenn durch eine plötzliche Erschütterung das sorgfältig aufgebaute Gebilde zusammenbricht, grollen sie mit sich selbst, weil sie nicht die Kraft besessen hatten, sich zur Wehr zu setzen, und werfen infolgedessen ihren Zorn auf die unschuldige Ursache dieser großen inneren Umwälzung. Während seiner Betrachtungen ließ der Graf den Kopf auf die Brust sinken, verlor sich in seine Gedanken und vertiefte sich mehr und mehr in die düsteren Träume, denen sein Geist unwiderstehlich nachhing. Er blickte auf und warf einen Blick auf Dona Angela, der alles, was in seinem Inneren vorging, verriet. Das junge Mädchen lag zurückgelehnt da und barg ihr Gesicht in den Händen. Zwischen den zarten Fingern drangen Tränen wie durchsichtige Perlen hervor.

Sie weinte leise in sich hinein. Ihr Atem flog krampfhaft und sie schien einen herben Schmerz zu empfinden.

Der Graf erblasste, stand hastig auf und trat zu ihr.

Bei dieser plötzlichen Bewegung ließ Dona Angela ihre

Hände sinken und betrachtete ihn mit einem so bezaubernden Ausdruck schmerzlicher Ergebenheit und aufrichtiger Liebe, dass sich der Graf von unbeschreiblichem Glück erfüllt fühlte. Erschöpft und hingerissen sank er zu ihren Füßen und murmelte in abgerissenen Worten: »Ich liebe dich, ich liebe dich!«

Das junge Mädchen richtete sich halb in ihrem Sessel auf, neigte den Kopf zu ihm und betrachtete ihn lange und nachdenklich.

Plötzlich warf sie sich vom Schmerz überwältigt in seine Arme, barg den Kopf an seiner Schulter, und brach in Tränen aus.

Der Graf, den ihr Schmerz besorgt machte und der den Grund desselben nicht entdecken konnte, setzte das junge Mädchen sanft in den Lehnstuhl zurück, ließ sich neben ihr nieder, erfasste ihre Hand und sagte zärtlich: »Warum diese Tränen? Woher rührt der Schmerz, der dich bedrückt?«

»Ich weine nicht mehr, wie du siehst«, antwortete sie und bemühte sich, durch ihre Tränen zu lächeln.

»Kind, du verheimlichst mir etwas. Du hast ein Geheimnis.«

»Ein Geheimnis! Das Geheimnis meiner Liebe. Habe ich dir sie nicht gestanden, Louis?«

»Ach, auch ich liebe dich«, antwortete er traurig, »doch kann ich nicht ohne Furcht an unsere Liebe denken.«

»Warum, wenn du mich wieder liebst?«

»Ob ich dich liebe! Kind, ich würde für dich und um dieser Liebe willen alles opfern.«

»Nun dann?«, sagte sie.



»Ach, liebes Kind, ich bin ein Unglückseliger und meine Liebe ist tödlich, deshalb zittere ich.«

»Was kann es für eine größere Freude geben, als für den Gegenstand unserer Liebe sterben zu können?«

»Ich bin ein Geächteter, ein Räuber, ein Verbannter.«

Sie richtete sich stolz empor und rief mit gerunzelten Brauen und blitzenden Augen, tief aufatmend aus: »Du bist ein edles Herz, denn du hast den Plan gefasst, ein entartetes Volk aufzurichten. Was kümmern mich die Namen, mein Freund, die man dir beilegt? Einst wird man dir offene und glänzende Genugtuung geben.« Allmählich beruhigte sie sich, lächelte sanft und fuhr fort: »Du bist gerichtet, armes Herz, ist es nicht der Beruf der Frau, auf Erden zu trösten und zu ermutigen? Der Kampf, den du unternimmst, wird hartnäckig werden, denn dein Plan ist ebenso tollkühn und verwegen wie großherzig. Vielleicht wirst du im Kampf unterliegen. Du bedarfst nicht eines Ratgebers oder Bruders, aber einer Frau, deren Herz dich ganz versteht, vor der du kein Geheimnis hast, die dich tröstet, wenn dich die Verzweiflung erfassen will und du wie ein besiegter Titan im Begriff bist, das Feld zu räumen. Ich will dir jene treue ergebene Freundin sein, Don Louis, die stets über dir wacht, dich nie verlässt und, wenn du sterben solltest, den Tod suchen wird, um sich neben dich zu betten.«

»Ich danke dir, mein Kind, fühle mich aber einer so erhabenen und aufopfernden Liebe nicht würdig. Bedenke, welches traurige Los du dir wählst, welches friedliche ruhige Dasein du verlässt, um dich dem Schmerz, ja vielleicht dem Tod anzutrauen.«

»Was liegt daran? Der Tod an deiner Seite ist mir willkommen, weil ich dich liebe!«

Don Louis schien unschlüssig. »Denke an den großen Schmerz deines Vaters«, sagte er nach einer Weile, »den du verlässt. Dein Vater liebt dich auch und hat niemand als dich.«

Sie legte ihm rasch die Hände auf den Mund.

»Schweig! Schweig!«, rief sie in herzerreißendem Ton, »rede mir nicht von meinem Vater. Warum tust du mir das an? Warum steigerst du meine Verzweiflung? Ich liebe dich, Don Louis, ich liebe dich! Du sollst fortan meine Eltern, Freunde, ja alles ersetzen. Alles, sage ich dir! Seit dem Tag, wo ich dich zuerst flüchtig erblickte und du mir wie der Engel des göttlichen Zornes erschienst, flog dir mein Herz entgegen und eine innere Ahnung verkündete mir, dass unser beider Geschick für immer aneinander gefesselt sei. Als ich dich wiedersah, hatte mir mein Herz bereits deine Nähe verraten. Damals hielt ich mich zurück, weil du meiner nicht bedurftest. Jetzt haben sich die Zeiten geändert. Du bist von denjenigen verraten, verlassen und verfolgt, in deren Interesse es lag, dich zu unterstützen. Das Land, was du befreit hast, verleugnet dich. Mein Vater, dessen Leben du gerettet hast, ist dein erbittertster Feind, weil du seine Vorschläge abgelehnt und dich geweigert hast, seinem kleinlichen Ehrgeiz zu dienen. Ich habe mich in meiner Liebe wie in eine Veste geflüchtet, mein Vaterland verleugnet, meinen Vater verlassen. Wie eine echte Tochter des vulkanischen mexikanischen Landes, in deren Adern statt Blut glühende Lava fließt, habe ich in meiner

Entrüstung über die schändlichen Verrätereien, mit denen man dich von allen Seiten umgab, alles bis auf die, dem jungen Mädchen angeborene jungfräuliche Scheu vergessen. Ich habe vor aller Augen und öffentlich mit der Welt gebrochen, welche dich von sich stößt, und bin gekommen, um dich zu sehen, dich zu lieben und dir die vielleicht noch kurze Frist deines Lebens zu versüßen. Denn ich mache mir eben so wenig Illusionen über die Zukunft wie du, Don Louis. Wenn die unheilvolle Stunde gekommen ist und der Sturm über deinem Haupt losbricht, werde ich da sein, um dich durch meine Gegenwart aufzurichten, durch meine grenzenlose Liebe zu ermutigen und in deinen Armen zu sterben! Eine Frau, die wahrhaft liebt und sich von ihrer Leidenschaft hinreißen lässt, übt selbst auf den stärksten Mann einen so großen magnetischen Zauber aus, dass er sich unwillkürlich von einem Sinn berauschtenden Schwindel erfasst fühlt und ihn sein Verstand verlässt, um ihm rückhaltlos und ungeteilt der Macht der Liebe zu überlassen.«

»Aber du hast geweint, Angela«, sagte der Graf, »noch jetzt fließen deine Tränen!«

»Ja«, erwiderte sie mit Nachdruck, »ich habe geweint und weine noch. Errätst du nicht, Don Louis, aus welchem Grund? Weil ich im Grunde doch nicht aufhören kann, Frau zu sein und sich mein Inneres, trotz meines Willens und meiner Liebe, gegen mein Herz wendet und ich, indem ich mich dir ergebe, alles mit Füßen trete, was eine Frau unter allen Umständen beachten muss. Ist sie doch den elenden Rücksichten einer verrotteten Zivilisation unterworfen,

die Sklavin eines albernen Herkommens, und fortwährend gezwungen, ihr Gefühl zu verbergen, um eine schändliche Komödie zu spielen. Darum habe ich geweint, und darum weine ich noch. Was kümmern dich diese Tränen, mein Geliebter? Fließen sie doch ebenso gut aus Freude wie aus Scham und beweisen dir, welchen Sieg du über mich errungen hast.«

»Angela«, antwortete der Graf mit Würde, »ich will weder dein Vertrauen noch deine Liebe täuschen und meine Schuld soll es gewiss nicht sein, wenn du nicht glücklich wirst.«

Sie blickte ihn mit engelhafter Hingebung an. »Nur deine Liebe verlange ich«, sagte sie leise, »weiter nichts. Was kümmert mich alles Übrige?«

»Es liegt mir daran, dass diejenige, die mir alles geopfert hat, nicht in der öffentlichen Achtung sinkt und nicht entwürdigt erscheint.«

»Was gedenkst du zu tun?«

»Ich will dir meinen Namen geben, mein Kind, ist es doch das einzige Gut, was ich noch besitze. Wenigstens wird man dir, wenn du auch die Gefährtin eines Räubers wirst,« fügte er mit Bitterkeit hinzu, »nicht vorwerfen können, seine Mätresse zu sein. Vor aller Augen sollst du meine rechtmäßige Frau sein, das schwöre ich dir.«

»Ach!«, sagte sie und faltete entzückt die Hände.

»Recht so, Bruder!«, sagte Valentin eintretend.

»Ich übernehme es, Euren Bund durch einen gottesfürchtigen Priester segnen zu lassen, dem das Evangelium nicht toter Buchstabe ist und der das Christentum in seiner gan-

zen erhabenen Einfachheit aufzufassen versteht.«

»Dank, Don Valentin!«

»Nennen Sie mich Bruder, Fräulein, denn da ich der seini-  
ge bin, bin ich auch der Ihrige. Sie sind ein edles Wesen  
und ich danke Ihnen für die Liebe, welche Sie Don Louis  
widmen. Jetzt,« fügte er lächelnd hinzu, »wollen wir beide  
in unserer Liebe zu ihm wetteifern.«

Dem Grafen standen Tränen in den Augen. Er konnte kei-  
ne Worte finden, um das auszusprechen, was er empfand.  
Er reichte den beiden treuen und geliebten Menschen die  
Hand und blickte sie voll herzlicher Dankbarkeit an.

»Jetzt«, sagte Valentin heiter und um der Unterhaltung  
eine andere Wendung zu geben, »wollen wir an unsere Ge-  
schäfte gehen.«

»Geschäfte?«

»Ich dünke«, fuhr der Jäger lächelnd fort, »dass diejeni-  
gen, welche uns jetzt obliegen, ernst genug sind, um unsere  
volle Aufmerksamkeit zu verdienen.«

»Ganz recht«, antwortete Louis, »schickt es sich aber, dass  
wir in Gegenwart des Fräuleins ...«

»Richtig! Daran dachte ich wahrlich nicht. Ich bin so we-  
nig vertraut mit den geselligen Rücksichten, dass das Fräu-  
lein entschuldigen wird.«

»Erlauben Sie, meine Herren«, sagte sie mit einem klugen  
Lächeln, »eine Frau ist häufig ein guter Ratgeber, und unter  
gegenwärtigen Umständen glaube ich, Ihnen von einigem  
Nutzen sein zu können.«

»Das bezweifle ich nicht«, sagte der Jäger höflich, »aber  
...«

»Sie glauben es nicht?«, fiel sie ihm lachend ins Wort, denn ihr mutwilliger Sinn gewann wieder die Oberhand.

»Sie sollen selbst sehen.«

»Wir hören«, sagte der Graf.

»Mein Vater trifft jetzt großartige Anstalten. Seine Absicht ist es, Euch zu vernichten, ehe Ihr imstande seid, ins Feld zu rücken. Sämtliche Indios-Mansos, unterjochte Indianer, die waffenfähig sind, sollen aufgeboten werden. Auch wird eine außerordentliche Truppenaushebung durch ganz Sonora ausgeschrieben werden.«

»Das sind in der Tat gewaltige Vorbereitungen«, bemerkte Louis.

»Das ist nicht alles. Gibt es nicht irgendwo in der Nähe eine französische Kolonie?«

»Allerdings«, bemerkte der Graf, der plötzlich ernst wurde, »die Kolonie von Guetzalli.«

»Mein Vater beabsichtigt einen seiner Adjutanten, den Oberst Suarez zu der Kolonie zu schicken, ja vielleicht ist es bereit geschehen.«

»Zu welchem Zweck?«

»Nun, wahrscheinlich zu dem Zwecke, die Kolonisten durch glänzende Versprechungen dahin zu vermögen, dass sie uns die Hilfe, welche wir erwarten könnten, nicht leisten.«

Louis wurde nachdenklich.

»Wir müssen einen Entschluss fassen«, sagte Valentin lebhaft. »Während sich die Compagnie vorbereitet rasch ins Feld zu rücken, muss ein zuverlässiger Mann nach Guetzalli geschickt werden. Die Kolonisten sind Franzosen und

können sich unmöglich weigern, gemeinschaftliche Sache mit uns zu machen, da es sich um einen Streit handelt, der sie so gut betrifft wie uns.«

»Du hast recht, Bruder, genug des Zauderns, handeln wir nachdrücklich. Du wirst mich nach Guetzalli begleiten.«

»Wie, du willst mit?«

»Es ist höchstens zwei Tagesreisen von hier entfernt, und es ist besser, wenn man seine Angelegenheiten selbst besorgt. Überdies wird niemand von den Kolonisten verlangen dürfen, was ich fordern kann.«

»Warum denn?«

»Das zu erzählen, würde zu lange dauern. Lass dir es genügen, zu wissen, dass ich erst kürzlich Gelegenheit hatte, der Kolonie einen wichtigen Dienst zu leisten und ich schmeichle mir mit der Hoffnung, dass man daran noch denken wird.«

»Ja, wenn dem so ist, rede ich dir nicht ab. Dann darf niemand mehr darauf rechnen, sein Verlangen berücksichtigt zu sehen. Gehen wir also in Gottes Namen.«

»Gehen wir!«, antwortete Louis.

»Nun«, sagte Dona Angela lächelnd, »hatte ich nicht recht, als ich sagte, dass ich einen guten Rat geben könne?«

»Ich habe nie daran gezweifelt«, antwortete der Jäger verbindlich. »Dem konnte übrigens nicht anders sein. Hat uns doch mein Bruder die Versicherung gegeben, dass Sie unser Schutzengel sein würden.«

Nachdem Don Louis seinem ersten Leutnant den Befehl übergeben hatte und ihm die größte Wachsamkeit und Tätigkeit anempfohlen, verkündete er seinen Gefährten, dass

er auf kurze Zeit verreisen werde, ohne doch den Zweck seiner Reise zu nennen, damit sie den Mut nicht verlören, im Fall, dass es ihm nicht gelingen sollte, den gehofften Beistand zu erlangen. Bei Sonnenuntergang verließ er, nachdem er von Dona Angela einen letzten Abschied genommen, die Mission in Begleitung Valentins und sprengte im Galopp auf dem Wege nach Guetzalli davon.

## **Kapitel 10**

### **Die Gesandten**

Das von dem Peonen übergebene Papier, welches den Capitaine de Laville in große Aufregung versetzte, enthielt nichts weiter als einen Namen, aber einen in Guetzalli wohlbekanntem Namen, nämlich den des Grafen Maxime Eduard Louis de Prébois-Crancé.

Die Bewohner von Guetzalli hatten von Weitem von der in San Francisco angeworbenen französischen Compagnie gehört, welche die unerschöpflichen Minen von la Plancha de Plata auszudeuten beabsichtige. Sie wussten, dass die Compagnie Guaymas erreicht hatte. Von da an aber fehlten ihnen jegliche weitere Informationen.

Der Capitaine ahnte keineswegs, dass der Graf de Prébois-Crancé der Anführer der Compagnie sei.

Er hatte nur während seines Aufenthalts in der Hacienda aus einigen Worten, welche der Graf hingeworfen, geschlossen, dass dieser etwas gegen die mexikanische Regierung im Schilde führe. Deshalb war das erste Wort, was



ihm, sobald er den Namen auf dem Zettel gelesen hatte, aus dem Mund entwich: »Er hier? Was geht da vor?«

Er begab sich zum Grafen in der Überzeugung, dass dieser von der mexikanischen Regierung aus irgendeinem Grunde geächtet worden und er gekommen sei, bei ihm Zuflucht zu suchen.

Der Besuch des Obersten Suarez traf seltsamerweise mit der Ankunft des Grafen zusammen und bestätigte ihn in seiner Vermutung. Denn er glaubte mit einem Anschein von Recht annehmen zu dürfen, dass der Oberst gekommen sei, um ihm zu verbieten, den Geächteten aufzunehmen oder ihn wenigstens den mexikanischen Behörden auszuliefern.

Da er fürchtete, dem Grafen auf irgendeine Weise zu schaden, verließ er den Obersten rasch, um Rücksprache mit seinem Landsmann zu nehmen. Vom ersten Augenblick an war er nämlich entschlossen, ihn nicht nur nicht auszuliefern, sondern auch ihn nicht zu verlassen, wenn er ihn um seinen Schutz bitten sollte.

Die Vermutung des Capitaine de Laville war zwar, wie der Leser sieht, nicht vollkommen richtig, grenzte aber sehr nahe an die Wahrheit.

Don Louis und Valentin saßen auf Butacas, rauchten, plauderten und nippten, um sich zu erfrischen, von Zeit zu Zeit an einem vor ihnen stehenden Aufguss von Tamarindos, als die Tür sich öffnete und der Capitaine eintrat.

Die drei Männer begrüßten sich und reichten sich herzlich die Hand. Nach den ersten Begrüßungen winkte ihnen de Laville, ihre Plätze wieder einzunehmen und eröffnete

das Gespräch zum Grafen gewandt.

»Welch günstiger Wind führt Sie nach Guetzalli?«

»Nun«, antwortete jener, »wenn Sie sagten, welcher Codonazo, lieber Monsieur de Laville, so würden Sie der Wahrheit näherkommen, denn nie bin ich von einem furchtbareren Sturm bedroht gewesen, als demjenigen, der heute an meinem Himmel aufzieht.«

«Oho! Erzählen Sie mir doch, um was es sich handelt. Es bedarf nicht der Versicherung, dass ich vollkommen der Ihrige bin.»

»Ich danke Ihnen, doch sagen Sie mir nur vor allen Dingen, wer seit dem Tod des Grafen de Lhorailles die Leitung der Kolonie übernommen hat?«

»Ich«, antwortete der junge Mann bescheiden.

»Nun, das freut mich«, antwortete der Graf offen, »denn keiner war würdiger, sein Nachfolger zu sein, wie Sie.«

»Mein Herr«, antwortete er verlegen.

»Lieber Capitaine, ich sage Ihnen unumwunden meine Meinung. Es tut mir leid, wenn ich Sie dadurch kränke.«

»Im Gegenteil!«, sagte der junge Mann lächelnd.

»Dann ist es um so besser, und ich sehe, dass meine Interessen in Ihren Händen gewahrt werden.«

»Seien Sie dessen versichert.«

»Erlauben Sie mir, Ihnen meinen vertrauten Freund, meinen Milchbruder vorzustellen. Sie haben sicherlich bereits von ihm gehört, und es würde mich freuen, wenn Sie sich näher kennenlernen. Sie sehen hier den französischen Jäger vor sich, welchen die Indianer und Mexikaner den Fährten-sucher nennen.« Der Capitaine stand rasch auf und reichte

dem Jäger die Hand.

»Wie«, rief er bewegt aus, »sind Sie Valentin Guillois?«

»Ja, Monsieur«, sagte der Jäger mit einer bescheidenen Verbeugung.

»Es freut mich unendlich«, fuhr der junge Mann mit Wärme fort, »dass ich Sie persönlich kennenlernen. Jedermann hier liebt und achtet Sie, denn Sie bringen den französischen Namen, auf den wir so stolz sind, zu großem Ansehen. Ich danke Ihnen, Graf, danke Ihnen von Herzen. Verlangen Sie jetzt von mir, was Sie wollen. Ich sage es bei Gott im Voraus zu, denn die Freude, die Sie mir bereitet haben, kann nie zu teuer bezahlt werden.«

»Für heute«, antwortete der Graf, »ist meine Bitte sehr geringfügig. Sie werden, wenn er nicht schon da ist, bald den Besuch eines Adjutanten des Generals Guerrero erhalten.«

»Der Oberst Suarez?«

»Ja.«

»Er ist hier.«

»Schon!«

»Er ist vor kaum einer halben Stunde angekommen.«

»Hat er Ihnen nichts gesagt?«

»Noch nicht. Wir haben noch nicht miteinander gesprochen.«

»Desto besser! Würde es Ihnen unangenehm sein, mich an einen Ort zu bringen, von wo aus ich ungesehen und unbemerkt alles hören könnte, was zwischen Ihnen gesprochen wird?«

»Keineswegs. Neben dem Zimmer, in welchem er mich erwartet, befindet sich ein mit einem Vorhang verschlosse-

nes Kabinett. Es fällt mir aber noch etwas Besseres ein.«

»Was?«

»Kennt er Sie?«

«Mich?«

»Ja, ob er Sie von Ansehen kennt?«

»Nein.« «

»Sind Sie dessen gewiss?«

»Vollkommen.«

»Auch Ihren Freund nicht?«

»Nicht im Entferntesten.«

»Schön. Lassen Sie mich nur machen. Ich werde die Sache erledigen. Reden wir jetzt von Ihrer Angelegenheit.«

»Das ist überflüssig.«

»Warum denn?«

»Weil Sie wahrscheinlich durch den Obersten mehr erfahren werden, als ich Ihnen sagen könnte.«

»So? Sie glauben also, dass er Ihretwegen kommt?«

»Ich bin dessen gewiss.«

»Gut! Lassen Sie mich nur machen, und machen Sie sich keine Sorgen.«

»Abgemacht also?«

»Auf baldiges Wiedersehen.«

Hierauf entfernte er sich.

Der Oberst saß noch in derselben Stellung, in welcher wir ihn verlassen haben. Er hatte eine große Anzahl Palillos, Zigaretten aus Maisstroh, geraucht. Das Nikotin fing langsam an, in seinen Kopf zu wirken. Seine Lider wurden schwer, und er war im Begriff einzuschlafen.

Das plötzliche Eintreten des Capitaines zog ihn plötzlich

aus seinem traumartigen Zustand, und er hob den Kopf.

»Verzeihen Sie mir, Oberst, dass ich Sie so lange allein gelassen habe«, sagte der junge Mann. »Ein unvorhergesehenes Geschäft ...«

»Es bedarf keiner Entschuldigung, mein Herr«, antwortete der Oberst höflich. »Es hätte mich aber gefreut, wenn Sie so gefällig gewesen wären, dem Grafen de Lhorailles meine Ankunft zu melden, denn das Geschäft, das mich herführt, duldet keinen Aufschub.«

Der Capitaine blickte den Mexikaner verwundert an. »Wie?«, sagte er, »dem Grafen de Lhorailles?«

»Gewiss. Nur ihm kann ich die Depeschen geben, deren Überbringer ich bin.«

»Aber der Graf de Lhorailles ist bereits seit mehreren Monaten, ja fast einem Jahr gestorben. Wissen Sie das nicht?«

»Nein, mein Herr, das muss ich gestehen.«

»Das ist seltsam. Ich entsinne mich doch, einen Expressboten an den Gouverneur von Sonora abgeschickt zu haben, um ihm die Todesnachricht zu überbringen und ihm zugleich zu melden, das die Wahl meiner Landsleute auf mich als ihren Anführer gefallen sei.«

»In dem Fall ist entweder Ihr Kurier gar nicht hingegangen oder man hat ihn unterwegs ermordet.«

»Das fürchte ich auch.«

»Also, Sie, mein Herr, sind gegenwärtig Capitaine der Kolonie Guetzalli?«

»Ja.«

»Sie sind sehr jung, um einen so wichtigen Posten zu bekleiden.«

»Herr Oberst«, antwortete de Laville etwas hochmütig, »wir Franzosen messen die Menschen weder nach ihrem Alter noch nach ihrer Größe.«

»Das ist zuweilen ein Fehler. Aber wie dem auch sei, das geht mich nichts an. Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?«

»Mit Don Charles de Laville.«

Der Oberst verneigte sich. »Mit Ihrer Erlaubnis, Caballero, werde ich Ihnen also meine Depeschen mitteilen.«

»Einen Augenblick, mein Herr,« fiel ihm der Capitaine schnell ins Wort. »Ich darf Sie nicht eher anhören, bis ich zwei der angesehensten Mitglieder der Kolonie herbeigerufen habe.«

»Wozu?«

»Es ist gesetzliche Vorschrift.«

»Nun, so tun Sie es.«

Der Capitaine schlug auf eine Metallplatte, worauf ein Peone eintrat.

»Bitte die beiden Herren, welche im grünen Zimmer warten, herzukommen«, sagte er.

Der Peone entfernte sich.

»Wie? Die beiden Herren, welche warten?« fragte der Oberst misstrauisch.

»Ja. Da ich vermutete, dass Sie Depeschen zu überbringen hätten, Oberst, habe ich die Herren rufen lassen, um Ihre Zeit nicht zu lange zu strapazieren.«

»In dem Fall bitte ich meinen Dank entgegenzunehmen, denn ich habe es in der Tat sehr eilig.«

In dem Augenblick öffnete sich die Tür, und der Graf mit

Valentin trat ein.

Der Oberst blickte sie durchdringend an, um zu ergründen, wen er vor sich habe.

In den starren, gleichmütigen Mienen war aber nichts zu erkennen, denn sie glichen Marmormasken.

»Messieurs«, sagte der Capitaine, »der Oberst Don Vicente Suarez, Adjutant des Generals Don Sebastian Guerrero, Militärgouverneur von Sonora; Oberst Suarez, zwei meiner Landsleute.«

Die drei Männer grüßten sich mit steifer Gebärde.

»Jetzt«, fuhr der Capitaine fort, »bitte ich die Herren Platz zu nehmen. Der Oberst ist der Überbringer von Depeschen, welche er uns mitzuteilen wünscht. Vermutlich ist deren Inhalt sehr wichtig, da der Oberst seine Reise von Pitic hierher ohne Aufenthalt zurückgelegt hat. Jetzt sind wir bereit, Sie anzuhören, Oberst.«

Der Oberst Suarez besaß, wie alle Menschen, welche an Arglist und geheime Umtriebe gewöhnt sind, einen untrüglichen Instinkt, der ihn vor Verrat warnte. Auch bei gegenwärtiger Gelegenheit ahnte er, dass man ihn hintergehe, obgleich dem Anschein nach alles so ehrlich wie möglich vor sich ging und er weit entfernt war, die Wahrheit zu durchschauen. Indessen war es ihm unmöglich zu erraten, zu welchem geheimen Zweck es geschehe.

Er konnte aber keine leeren Ausflüchte vortäuschen, sondern musste wohl oder übel seine Pflicht tun.

Widerstrebend entschloss er sich dazu, nachdem er die unbekanntenen mit einem zweiten forschenden Blick gemustert hatte, der ihre geheimsten Gedanken erraten zu wollen

schien, doch mit ebenso wenig Erfolg wie das erste Mal.

»Meine Herren,« hob er an, »ohne Zweifel sind Ihnen die zahllosen Beweise vom Wohlwollen, mit welchen Sie die mexikanische Regierung überhäuft hat, noch in Erinnerung.«

»Überhäuft ist das richtige Wort«, unterbrach ihn de La-ville lächelnd, »fahren Sie fort, Oberst.«

»Die Regierung ist noch immer bereit, wenn es nötig sein sollte, weitere Opfer zu bringen.«

»Donnerwetter« versetzte der junge Mann, »die Mühe erlassen wir der Regierung. Im Allgemeinen kommen uns die Wohltaten der mexikanischen Regierung sehr teuer zu stehen.«

In einem so spöttischen Tone durfte die Unterhaltung nicht fortgeführt werden, wenn man zu einer Einigung gelangen wollte. Der Oberst ließ sich aber nicht abschrecken, denn sein Entschluss war im Voraus gefasst. Das Resultat seiner Sendung kümmerte ihn wenig, denn er wusste nur zu gut, dass seine Auftraggeber sich nicht scheuen würden, ihn zu verleugnen, wenn es die Umstände erfordern sollten.

»Man stellt Ihnen also folgenden Vorschlag«, fuhr er fort.

»Erlauben Sie Oberst, dass ich zuvor bemerke, wie es vielleicht angemessen sein dürfte, uns, ehe wir den Vorschlag anhören, mitzuteilen, aus welchen Gründen sich die Regierung bewogen fühlt, uns diesen zu machen«, fragte de La-ville.

»Die Gründe werden Sie wahrscheinlich eben so gut wissen, wie ich, mein Herr.«



»Verzeihung, im Gegenteil, wir sind darüber vollständig im Unklaren und werden es Ihnen danken, wenn Sie uns deshalb aufklären würden.«

Der Graf und Valentin standen unbeweglich wie Statuen da. Die beiden düsteren Gestalten waren dem Oberst außerordentlich unheimlich.

»Die Gründe sind sehr einfach«, sagte er.

»Das bezweifle ich nicht, bitte daher um gefällige Mitteilung.«

«Dieser Brief wird Ihnen jede gewünschte Auskunft über den Gegenstand geben«, sagte er; indem er dem Capitaine einen versiegelten Brief überreichte.

De Laville nahm und öffnete ihn. Nachdem er ihn rasch überflogen hatte, drückte er das Papier zornig in seiner Hand zusammen und sagte in festem Tone: »Oberst, der Gouverneur von Sonora hat nicht bedacht, dass die Kolonie von Guetzalli nur aus Franzosen besteht, das heißt, keine Verräter in ihrer Mitte zählt. Wir haben unsere Nationalität bewahrt, obwohl wir uns hier angesiedelt haben. Und wenn die indianischen Gesetze uns nicht hinreichenden Schutz gewähren, so werden wir uns an unseren Bevollmächtigten in Mexiko wenden oder uns nötigenfalls selbst schützen.«

»Mein Herr, solche Drohungen ...« fiel ihm der Oberst ins Wort.

»Es sind keine Drohungen«, fuhr der junge Mann nachdrücklich fort, »der General Guerrero beleidigt uns als Franzosen, indem er uns nicht nur auffordert, unseren Landsmann zu verlassen, trotz dem er durch seine Bieder-

keit seinen Mut und seine edle Gesinnung unseres Schutzes in jeder Hinsicht würdig ist, sondern uns noch zumutet, ihn zu hetzen wie ein wildes Tier und ihn schließlich ihm auszuliefern. Der General droht als geächtet zu erklären, wenn wir dem Grafen, den er einen Räuber und Rebellen nennt, beistehen. Er mag es tun, wenn er will. Den Brief, welchen Sie mir eben übergeben haben, will ich durch einen zuverlässigen Mann nach Mexiko an unseren Bevollmächtigten schicken und einen Bericht über die Probleme hinzufügen, welche uns die mexikanische Regierung, seitdem wir uns hier aufhalten, verursacht hat.«

»Sie haben unrecht, meinen Vorschlag auf solche Weise entgegenzunehmen, mein Herr«, antwortete der Oberst. »Der General ist Ihnen sehr gewogen. Ich bin überzeugt, dass er Ihnen große Vorteile gewähren wird, wenn Sie sich entschließen, ihm zu gehorchen. Was kümmert Euch friedlichen Kolonisten jener aufrührerische Graf, den Ihr wahrscheinlich gar nicht kennt? Es liegt in Eurem eignen Interesse, Euch gegen ihn zu wenden. Der Mann ist ein Bösewicht, welchem nichts heilig ist. Er hat sich seit seiner Ankunft in unserem unglücklichen Lande, mit den ruchlosesten Lastern befleckt. Glauben Sie mir, mein Herr, bestehen Sie nicht hartnäckig auf Ihrem Irrtum, sondern zeigen Sie sich dankbar gegenüber der Regierung, für alle genossene Gunst, indem Sie jenen Elenden verlassen.«

Der Capitaine hörte die lange Abhandlung des Mexikaners ruhig und kalt an und gebot dem Grafen und seinem Begleiter durch einen Wink Ruhe, denn sie hatten die größte Mühe, ihre Entrüstung zurückzuhalten und den Boten so

zu behandeln, wie er es verdiente.

Als der Oberst endlich schwieg, maß ihn der junge Mann mit einem Blick unbeschreiblicher Verachtung und fragte trocken: »Sind Sie fertig?«

»Ja«, antwortete Jener betroffen.

»Gut. Wir haben Gott sei Dank fortan nichts mehr miteinander zu schaffen. Wollen Sie gefälligst auf Ihr Pferd steigen und die Kolonie augenblicklich verlassen. Dem General Guerrero werden Sie sagen, dass ich mir vorbehalte, ihm selbst zu antworten.«

»Ich entferne mich, mein Herr. Denken Sie jene Antwort bald zu geben.«

»Binnen vierundzwanzig Stunden. Gehen Sie.«

»Ich werde dem General unsere Unterhaltung wörtlich überbringen.«

»Ich fühle mich zu Dankbarkeit verpflichtet. Auf Wiedersehen, mein Herr.«

»Wieso auf Wiedersehen? Denken Sie Ihre Antwort persönlich zu überbringen?«

»Vielleicht«, versetzte de Laville spöttisch.

Der Oberst entfernte sich, sehr bestürzt über den Empfang, den er vorgefunden hatte. Die drei Männer folgten ihm und bewachten ihn so sorgfältig, dass er mit niemand in Kontakt kommen konnte.

Das Pferd hielt ein Soldat gesattelt und gezäumt im Hof bereit. Der Oberst schwang sich in den Sattel und sprengte davon.

Es drängte ihn, die Kolonie zu verlassen. Als er endlich das Tor auf der Landenge erreicht hatte, drehte er sich um,

warf einen langen Blick zurück und murmelte für sich:  
»Wer mögen die beiden Männer sein?«

Hierauf gab er seinem Pferde die Sporen.

Als er hinter der Wegbiegung verschwunden war, fasste der Capitaine die Hand Don Louis, drückte sie fest entschlossen und sagte: »Jetzt reden Sie, lieber Graf. Was kann ich für Sie tun?«

## **Kapitel 11**

### **Der Operationsplan**

Der Graf erwiderte den warmen Händedruck des jungen Mannes, schüttelte aber traurig den Kopf, und schwieg.

»Warum antworten Sie nicht?«, fragte der Capitaine, »zweifeln Sie an meiner Bereitwilligkeit, Ihnen zu dienen?«

»Das ist es nicht«, antwortete der Graf trübe, »ich weiß, wie edel und großmütig Sie sind, und dass Sie nicht zaudern werden, mir beizustehen.«

»Warum überlegen Sie dann noch?«

»Lieber Freund«, antwortete der Graf mit einem schweremütigen Lächeln, »ich mache mir Vorwürfe, dass ich gekommen bin.«

»Warum denn?«

»Ist es nicht verständlich genug? Das Land, welches Sie hier bebauen, war vor einigen Jahren ein von wilden Tieren bewohnter Urwald. Jetzt hat es sich in Folge Ihrer Umsicht und Bemühungen in eine fruchtbare angebaute Ebene verwandelt. Zahlreiche Viehherden grasen auf den Weiden,

die Öde und Verlassenheit des Ortes ist dem angestregten Fleiß der Zivilisation gewichen. Die Kolonie von Guetzalli, welche mit so großer Mühe begründet und dessen Boden mit so vielem Blut getränkt wurde, gedeiht und fängt an, Ihnen für Ihre Arbeit und Ihren Fleiß reichlichen Ertrag zu bringen. Bald werden andere Kolonisten, von Ihrem Beispiele ermutigt, kommen, sich Ihnen anschließen, und indem sie Ihnen helfen, die Indios Bravos in ihre unzugänglichen Wüsteneien zurückzudrängen, werden sie die mexikanischen Grenzen für immer vor den Verwüstungen der Wilden sichern und das herrliche Land zu seiner früheren Größe erheben.«

»Nun?«, fragte der Capitaine.

»Nun«, fuhr der Graf fort, »kann ich, ein Fremder, dem Sie nichts schuldig sind, die Verantwortung übernehmen, Sie in einen unabsehbaren Kampf zu verwickeln, sich in einen fremden Streit einzumischen, in welchem Sie nur verlieren können und das Land, das Sie mit so großer Anstrengung aus dem gänzlichen Verfall gerissen haben, in den früheren trostlosen Zustand zurückversetzen? Mit einem Wort, lieber Freund, frage ich mich, mit welchem Recht oder unter welchem Vorwand ich Sie mit in mein Verderben ziehen sollte?«

»Unter welchem Vorwand? Mit welchem Recht? Ich will es Ihnen sagen«, erwiderte der junge Capitaine großmütig. »Wir befinden uns, Graf de Prébois-Crancé, sechstausend Meilen von unserer Heimat entfernt, leben an der Grenze der Wildnis und dürfen auf keine andere Hilfe, keinen anderen Schutz hoffen, als in uns selbst. In solcher Entfernung

vom Vaterland sollen sich alle Franzosen als Brüder betrachten und einer für den anderen stehen. Wird einer beleidigt, so ist es allen widerfahren. Eben, weil unsere Zahl gering und wir daher den Beleidigungen unserer Feinde doppelt ausgesetzt sind, müssen wir uns so enger aneinander schließen, um uns zu wehren und darauf zu bestehen, dass uns Gerechtigkeit widerfährt. Wir retten auf solche Weise nicht nur unsere Ehre, sondern vertreten unser Vaterland und den französischen Namen, auf welchen wir mit Recht so stolz sind und den wir vor jedem Makel bewahren.«

»Sie reden gut, Capitaine«, wandte Valentin ein, »Ihre Worte verraten den Ehrenmann in Ihnen. Allerdings muss der Patriotismus in der Fremde besonders stark und unbeugsam auftreten. Wir haben nicht das Recht, die nationale Ehre durch erbärmliche Feinde herabwürdigen zu lassen, denn unsere französischen Brüder haben uns das kostbare Gut anvertraut. Jeder vertritt hier das gesamte Vaterland und ist auf eigene Gefahr verpflichtet, es unter allen Umständen in jedermanns Achtung zu erhalten.«

»Ja«, versetzte der Capitaine lebhaft. »Die mexikanische Regierung hat, indem sie den Grafen de Prébois-Crancé beleidigte, ihre Verpflichtungen gegen ihn versäumte und ihn schändlich verriet, nicht einen Einzelnen beleidigt, nicht einen namenlosen Abenteurer, sondern ganz Frankreich verletzt. Wohlan, es kommt Frankreich zu, ihr zu antworten, und das wird bei Gott geschehen. Wir werden den hingeworfenen Fehdehandschuh aufheben, werden kämpfen, um unsere Ehre zu retten, und wenn wir unterliegen, so

sterben wir glorreich auf dem Kampfplatz. Seien Sie versichert, meine Herren, dass unser Blut nicht vergebens geflossen sein wird. Das Vaterland wird uns beklagen und bewundern und unser Tod wird Rächer erwecken. Außerdem sind Sie, Graf de Prébois-Crancé, für die Kolonie Guetzalli kein Fremder. Haben Sie uns nicht bei einer schwierigen Gelegenheit mit Rat und Tat beigestanden? Jetzt kommt die Reihe an uns. Und es ist, wie Sie sehen, nur eine Schuld, die wir zurückzahlen.«

Der Graf musste lächeln. »Nun, es sei«, sagte er bewegt, »ich nehme Ihr großmütiges Angebot an. Ein längeres Sträuben würde nicht nur lächerlich sein, sondern würde Ihnen sogar undankbar erscheinen.«

»Das lasse ich gelten!«, sagte der Capitaine unbeschwert, »jetzt fangen wir an, uns zu verstehen. Ich wusste wohl, dass es mir schließlich gelingen würde, Sie zu überzeugen.«

»Sie sind ein liebenswürdiger Kamerad«, versetzte der Graf. »Ihnen zu widerstehen, ist unmöglich.«

»Nun, Sie scheinen mir wahrlich zur passenden Zeit zu kommen, um eine schnelle Hülfe zu erhalten.«

»Wieso?«

»Ja, denn zwei Tage später wäre ich fort.«

»Wäre es möglich?«

»Haben Sie bei Ihrer Ankunft nicht die Wagen und Karren bemerkt, die im Hof aufgereiht stehen?«

»Allerdings.«

»Ich war im Begriff, mit achtzig auserlesenen Männern abzumarschieren, um gewisse Minen auszubeuten, von

welchen wir gehört haben.«

»So, so?«

»Ja, das Unternehmen wird aber vorläufig unterbleiben, und vermutlich wird sich die Truppe, welche mich begleiten sollte, Ihnen anschließen.«

»Was heißt, dass Sie es vermuten?«

»Ja, ich kann nicht über die Leute und den Zweck des Unternehmens eigenmächtig verfügen, sondern muss die Zustimmung aller dazu haben.«

»Ganz recht«, sagte der Graf, dessen Züge sich verfinsterten.

»Seien Sie aber unbesorgt«, fuhr der Capitaine fort, »wir werden die Zustimmung der Kolonisten leicht erlangen, sobald sie wissen werden, welcher Sache ich mich widmen will.«

»Gott gebe es.«

»Ich stehe für den Erfolg. Ich setze voraus, dass Sie mit allem Nötigen versehen sind, um ins Feld zu rücken.«

»So ziemlich. Indessen muss ich Ihnen bekennen, dass mich sämtliche Arieros verlassen und mein Lager verstoßen gemieden haben.«

»Teufel! Sie werden natürlich auch ihre Maultiere mitgenommen haben?«

»Alle, ohne Ausnahme, sodass ich nicht weiß, wie ich das Gepäck transportieren und das Geschütz bespannen soll?«

»Nun, wir werden dafür sorgen. Wie Sie sehen, habe ich hier vortreffliche Packwagen. Außerdem fehlt es auch nicht an Maultieren und wir besitzen in der Kolonie Leute, welche vollkommen imstande sind, sie zu führen.«



»Sie werden mir dadurch keinen geringen Gefallen erweisen.«

»Ich hoffe, Ihnen deren noch größere zu erweisen.«

Die drei Männer traten in das Innere des Hauses und kehrten in das Zimmer zurück, wo die Konferenz mit dem Obersten Suarez stattgefunden hatte.

Der Capitaine schlug auf eine Metallplatte, worauf ein Peone erschien.

»Heute Abend zum Oracion, nach beendeter Arbeit, versammeln sich die Kolonisten im Patto, um eine wichtige Mitteilung entgegen zu nehmen, welche ich ihnen zu machen habe«, sagte er.

Der Diener verneigte sich.

»Lass auftragen«, fügte der Capitaine hinzu. Dann wandte er sich zu seinen Gästen. »Sie werden bei mir speisen, nicht wahr? Ohne dem dürfen Sie nicht daran denken, vor morgen wieder abzureisen.«

»Allerdings, doch denken wir vor Sonnenaufgang aufzubrechen.«

»Wo lagern Sie?«

»Im Missionsdorf de Nuestra Senora de Los Angelos.«

»Das ist ja kaum zwei Schritt entfernt.«

»Ja, höchstens fünfzehn Meilen.«

»Die Stellung ist besonders günstig, doch denken Sie wohl, nicht mehr lange dort zu bleiben?«

»Nein, ich will einen entscheidenden Streich wagen.«

»Sie haben recht, Sie müssen dafür sorgen, dass Ihr Name gefürchtet wird.«

In dem Augenblick brachten die Peonen einen für drei

Personen gedeckten Tisch herein.

»Zu Tisch, meine Herren«, sagte der Capitaine.

Die Mahlzeit war, wie an jener entlegenen Grenze zu erwarten stand, außerordentlich einfach. Sie bestand nur aus Wildbret, Tortillas, Mais, roten Bohnen mit rotem Pfeffer gewürzt und statt des Getränkes Pulque, Mezcal und katalonischen Resino, der stärkste Branntwein, welchen man vorrätig hatte.

Die Gäste erfreuten sich eines großen Hungers, denn sie waren sehr erschöpft und hatten seit dreißig Stunden nichts zu sich genommen. Sie sprachen daher der Mahlzeit tapfer zu.

Die Peonen entfernten sich sofort, nachdem sie den Tisch hereingebracht hatten, um den Gästen volle Freiheit zu lassen, sich untereinander zu bereden. Sobald der erste Hunger gestillt war, wurde die Unterhaltung da wieder aufgenommen, wo sie diese unterbrochen hatten, was solche zu tun pflegen, deren Geist mit irgendeinem schwierigen Plan ernstlich beschäftigt ist.

»Der Krieg ist also zwischen Ihnen und der mexikanischen Regierung entschieden erklärt?«, fragte der Capitaine.

»Ja, unwiderruflich.«

»Obwohl Sie einer gerechten Sache dienen, da Sie für die Aufrechterhaltung eines rechtmäßigen Anspruches kämpfen, werden Sie doch einen Wahlspruch auf das Banner, welches Sie führen, schreiben?«

»Gewiss! Ich werde den einzigen Spruch wählen, der mir den Schutz der Völker, die ich auf meinem Wege treffen

werde, sichert und die Unterdrückten und Unzufriedenen zu mir führen kann.«

»Lassen Sie hören, wie lautet der Spruch?«

»Es sind nur vier Worte.«

»Wie heißen sie?«

»Independencia de la Sonora.«

»Der Idee ist gut. Wenn in dem Herzen der Einwohner jener unglücklichen Provinz noch ein Funke von Großmut und edler Gesinnung lebt, woran ich, wie ich gestehe, stark zweifle, so werden die vier Worte genügen, um den Aufstand zu bewerkstelligen.«

»Ich hoffe es, ohne doch darauf zu rechnen. Sie kennen den mexikanischen Charakter so gut wie ich und wissen, dass es ein seltsames Gemisch guter und böser Neigungen ist und dass man unmöglich eine bestimmte Meinung von demselben hegen kann.«

»Ja, sehen Sie, Graf de Prébois-Crancé, es ergeht den Mexikanern wie allen Völkern, welche lange in der Sklaverei geschmachtet haben. Nachdem sie Jahrhunderte lang Kinder geblieben, sind sie zu rasch emporgewachsen und haben sich angemaßt, Männer zu sein, da sie noch kaum imstande waren, ihre Unabhängigkeit zu begreifen und die Vorteile dieser zu genießen.«

»Wir wollen uns bemühen, sie aufzustacheln. Vielleicht ist der Geist der Gärung in diesem Land noch nicht ganz erloschen. Was davon noch übrig ist, wird ausreichen, das heilige Feuer im Herzen aller anzufachen.«

»Was denken Sie zu tun?«

»Mich beeilen, um mich nicht angreifen zu lassen, denn

das würde auf Furcht, wenn nicht auf Unfähigkeit schließen lassen.«

»Ganz recht.«

»Wie viel Mann denken Sie mir mitzugeben?«

»Achtzig Reiter unter meiner Leitung, wie ich Ihnen schon sagte.«

»Ich danke Ihnen! Wann aber werden jene Reiter, welche mir nebenbei gesagt von großem Nutzen sein werden, da ich deren gegenwärtig nur wenige besitze, zu mir stoßen?«

»Heute Abend werden sie Ihnen zugesagt und nach zwei Tagen können sie in der Mission sein.«

»Können Sie mir morgen die Maultiere, Packwagen und Maultiertreiber mitgeben?«

»Allerdings.«

»Gut. Ich werde sofort den Weg über La Magdalena nehmen. Das ist ein großes Pueblo, welches sich an der Stelle befindet, wo die beiden Straßen von Urès und Hermosillo sich kreuzen.«

»Ich kenne es.«

»Begeben Sie sich sofort dorthin, es wird eine Abkürzung sein.«

»Abgemacht. Ich werde zu gleicher Zeit wie Sie dort eintreffen, was ich um so leichter kann, da ich nur meine Reiter, ohne das Gepäck, welches Sie morgen selbst mitnehmen, bei mir habe.«

»Sehr wohl!«

»Sie denken also kräftig aufzutreten?«

»Ja, ich denke einen entscheidenden Schritt zu tun. Gelingt es mir, mich einer der drei Hauptstädte von Sonora zu

bemächtigen, so habe ich den Feldzug gewonnen.«

»Ein solches Unternehmen ist vielleicht zu verwegen.«

»Ich weiß es durchaus. Aber in meiner Lage darf ich keine Furcht kennen, nur die Verwegenheit kann mich retten.«

»Sie haben recht und ich füge nichts weiter hinzu. Jetzt wollen wir uns zur Versammlung hinunterbegeben, unsere Leute sind beisammen. In der Stimmung, in welcher sie gegenwärtig sind, bin ich überzeugt, dass mein Antrag auf keine Hindernisse stoßen wird.«

Sie gingen hinunter.

Die Leute standen, wie es der Capitaine verkündigt hatte, in Dreier- und Vierergruppen im Hof beisammen und sprachen lebhaft untereinander über den Zweck der gegenwärtigen Versammlung.

Als der Capitaine in Begleitung der beiden Freunde erschien, trat sofort Stille ein, denn bei der Gelegenheit verschloss die Neugierde selbst den Redseligsten den Mund.

Der Graf von Prèbois-Crancé war der Mehrzahl der Kolonisten bekannt. Man begrüßte ihn daher freundlich, denn jedermann erinnerte sich noch des Dienstes, den er der Kolonie erwiesen hatte, als Guetzalli von den Apachen so heftig angegriffen wurde.

Der Capitaine benutzte geschickterweise diese günstige Stimmung, mit welcher er übrigens schon gerechnet hatte, um seinen Gefährten seinen Vorschlag vorzutragen und die Gründe aufzuzählen, welche den Grafen bewegten, Bundesgenossen in Guetzalli zu suchen.

Die Kolonisten wären nicht die tatendurstigen Abenteurer gewesen, welche sie wirklich waren, wenn sie ein sol-

ches Verlangen kalt aufgenommen hätten. Das Seltsame und Verwegene des Unternehmens, was man ihnen vorschlug, bestach sie und sie scharrten sich mit Jubelgeschrei und Begeisterung unter den Befehl des Grafen. Der früher beabsichtigte Zug, zu welchem bereits alle Vorbereitungen getroffen waren, wurde sofort vergessen und man sprach nur noch von der Befreiung Sonoras.

Hätte der Graf von Prèbois-Crancé zweihundert Mann verlangt, so würde er sie ohne Zweifel sofort und ohne Widerrede erhalten haben.

Der Capitaine de Laville freute sich des warmen Entgegenkommens, welches er gefunden hatte, dankte seinen Gefährten herzlich sowohl im Namen des Grafen als auch in seinem eigenen und schickte sich sofort an, alles zur Abreise vorzubereiten.

Die Packwagen wurden sorgfältig überprüft, um sich zu überzeugen, dass alles im guten Zustand war. Danach befrachtete man sie mit allem, was man zum bevorstehenden Feldzug bedurfte.

Ungefähr eine Stunde vor Sonnenaufgang war alles zum Aufbruch fertig. Die Wagen standen gepackt und bespannt, und die mit Sorgfalt ausgewählten Maultiere wurden von zuverlässigen Leuten geführt.

Louis und Valentin schwangen sich in die Sättel.

Der Capitaine begleitete sie eine Stunde lang, worauf sie sich mit dem Versprechen trennten, sich in La Magdalena drei Tage später wieder zu treffen.

Die Maultiere und die Wagen bewegten sich in Mexiko nur langsam voran, denn es gab fast nirgends ordentliche

Straßen. Größtenteils musste man sich erst mit der Machete einen Durchgang verschaffen.

Dieses langsame Vorankommen brachte Don Louis und seinen Milchbruder, deren Gegenwart in der Mission dringend notwendig war, zur Verzweiflung. In dieser Not entschloss sich der Graf, die Karawane, welche er begleitete, zu verlassen und sich allein zur Mission zu begeben.

Die Freunde trennten sich daher von den Arieros, nachdem sie ihnen die größte Eile anempfahlen, spornten ihre Pferde an und sprenkten mit verhängtem Zügel in Richtung der Mission davon.

Die amerikanischen Pferde, welche von den alten Arabern der Eroberer Neu-Spaniens abstammen, hatten gegenüber den unsrigen entschiedene Vorzüge. Erstens sind sie sehr genügsam. Am Morgen genügt ihnen, nachdem sie gestriegelt worden waren, eine Handvoll Alfalfa, um den ganzen Tag, ohne zu trinken, zu fressen oder sich auszuruhen, zu laufen. Jene Pferde scheinen unermüdlich zu sein. Übrigens ist ihnen nur eine Art der Bewegung bekannt, nämlich der Galopp. Abends kommen sie, nachdem sie zwanzig Stunden zurückgelegt haben, ohne zu schwitzen oder ohne die geringste Müdigkeit zum Nachtquartier.

Unsere beiden Reiter hatten auserlesene Renner, erreichten daher die Mission in verhältnismäßig kurzer Zeit.

Bei den ersten Verschanzungen stand ein Mann, der bereits auf sie wartete.

Es war Curumilla.

»Man erwartet Euch«, sagte er, »kommt!«

Sie folgten ihm und blickten sich fragend an, denn sie

konnten sich nicht erklären, welcher wichtige Grund Curumilla bewogen haben könnte, so viel zu reden.

## **Kapitel 12**

### **Vater und Tochter**

Das Lager der Abenteurer hatte ein vollständig verändertes Ansehen gewonnen. Statt des früher herrschenden Friedens zeigte es ein mit der gegenwärtigen Lage übereinstimmendes Bild kriegerischer Rührigkeit.

Vor jedem Zugang in der Mission hatte man eine, von einer Anzahl Leute bewachte Kanone aufgefahren, die zur Ebene hin gerichtet waren.

Wachen standen in angemessener Entfernung und bewachten die Außenseite, während vorgerückte Posten in sicherer Stellung aufgestellt die nächste Umgebung sicherten und einen Überfall verhüteten.

Im Inneren des Lagers herrschte reges Leben. Die Feldschmieden rauchten und dröhnten von den Hammerschlägen der Hufschmiede. Weiterhin sah man die Zimmerleute ganze Bäume verarbeiten, die Waffenschmiede untersuchten die Waffen und besserten sie aus. Jedermann war eifrig bemüht, alles in kürzester Frist instand zu setzen.

Der Graf und Curumilla, welchen Valentin vorausritt, durcheilten rasch das Lager und wurden auf ihrem Weg von den Abenteurern, welche sich freuten, sie zurückgekehrt zu wissen, herzlich begrüßt.

Als sie sich dem Hauptquartier näherten, drangen die



schrillen Töne einer Jarabé, begleitet von den schwermütigen Tönen einer Stimme, welche die Romanze *Del Rey Rodrigo* sang, an ihr Ohr.

»Vielleicht würde es besser sein, ehe wir weiter gehen, bei Don Cornelio Erkundigungen einzuziehen.«

»Ja, und zwar um so mehr, als es schwierig, um nicht zu sagen unmöglich sein würde, aus Curumilla etwas herauszubringen.«

»Zu ihm gehe ich«, antwortete jener, welcher die Worte gehört hatte, die die Freunde wechselten.

»Dann ist es um so besser«, sagte Valentin lächelnd.

Curumilla wandte sich ein wenig links und führte die beiden Männer nach einem, aus Laubwerk errichteten Jacal, welcher dem Spanier als Wohnung diente und vor dem der edle Hidalgo auf einem Equipal sitzend, wütend auf seiner Jarana kratzte und mit wild rollenden Augen seine ewige Romanze psalmodierte.

Als er die beiden Freunde erblickte, stieß er einen Freudenschrei aus, warf seine Jarana beiseite und eilte auf sie zu.

»Capa de Dios!«, rief er aus, indem er ihnen die Hand reichte, »seid willkommen, Caballeros, ich warte auf Sie schon mit Ungeduld.«

»Gibt es etwas Neues?«, fragte Don Louis besorgt.

»Allerdings! Sie werden aber doch nicht auf dem Pferde sitzen bleiben?«

»Nein, nein, wir sind die Ihrigen.«

Sie stiegen von den Pferden. Während der wenigen Worte, welche der Graf mit dem Spanier sprach, neigte sich Va-

lentin zum indianischen Häuptling hin und flüsterte ihm, kaum hörbar, einige Worte zu, welche Curumilla mit einem Kopfnicken beantwortete.

Die beiden Franzosen traten, von Don Cornelio gefolgt in den Jacal. indessen der Araukaner sich mit den Pferden entfernte.

»Nehmen Sie Platz, meine Herren«, sagte der Spanier und deutete auf etliche umherstehende Equipals.

»Ich muss Ihnen gestehen, Don Cornelio«, sagte der Graf, »dass Sie meine Neugierde aufs Höchste spannen. Was ist denn während meiner Abwesenheit vorgefallen?«

»Nichts sehr Wesentliches, was das Allgemeine betrifft, denn unsere Späher haben uns von den Bewegungen des Feindes einen sehr beruhigenden Bericht erstattet. Übrigens wird der interimistische Befehlshaber seinen Rapport überreichen. Das ist also nicht, worüber ich mit Ihnen zu reden gedenke.«

»Ist sonst etwas, was mich besonders interessiert, vorgefallen?«

»Sie werden es selbst hören. Sie wissen, dass Sie mir vor Ihrer Abreise aufgetragen haben, über Dona Angela zu wachen, was nebenbei für mich ein seltsames Amt war.«

»Wieso?«

»Genug, ich weiß, was ich weiß. Ich kann wohl behaupten, dass ich das schwierige Amt mit der Galanterie eines echten Caballero verwaltet habe.«

»Ich danke Ihnen.«

»Gestern ist ein Indianer in der Mission gekommen und hat einen Brief für den Kommandanten gebracht.«

»Wissen Sie, was der Brief enthielt?«

»Es war ganz einfach die Bitte um einen Schutzbrief während eines Aufenthaltes im Lager.«

»Wer hatte ihn geschrieben?«

»Pater Seraphin.«

»Wie!«, rief Valentin aus, »Pater Seraphin? Der französische Missionar, der fromme Mann, den die Indianer selbst den Apostel der Prärien genannt haben?«

»Er selbst.«

»Das ist in der Tat seltsam«, murmelte der Jäger.

»Nicht wahr?«

»Aber«, wandte der Graf ein, »Pater Seraphin bedarf keines Schutzbriefes, um bei uns zu verweilen, solange er will.«

»Gewiss!«, bestätigte Valentin, »denn wir alle und ich insbesondere schätzen uns glücklich, seines Rates teilhaftig zu werden.«

»Auch war es nicht für seine Person, dass der würdige Pater einen Schutzbrief verlangte, denn er weiß sehr gut, dass uns sein Besuch stets willkommen ist.«

»So, für wen denn?«

»Für jemand, für welchen er mit seiner Person einsieht, solange er bei uns weilt, dessen Namen er uns aber verschweigt.«

»Hm, das ist nicht sehr klar.«

»So schien mir es auch und ich habe sogar den Kommandanten aufgefordert, es abzuschlagen.«

»Nun.«

»Er hat den Schutzbrief ausgestellt und stützte sich dabei

auf die nicht ganz unbegründete Behauptung, dass derjenige, für welchen der Schutzbrief verlangt wird, entweder ein Freund oder ein Feind sei, und in beiden Fällen sei es gut ihn zu kennen, damit man ihn vorkommenden Falles behandeln könne, wie er es verdient.«

Bei diesem seltsamen Ausspruch konnten sich die beiden Franzosen nicht enthalten zu lachen.

»Nun und was ist das Resultat von alle dem?«, fuhr der Graf fort.

»Das, Resultat ist, dass heute Morgen Pater Seraphin in Begleitung eines Mannes, der eng in die dichten Falten eines weiten Mantels gehüllt war, in der Mission eingetroffen ist.«

»So! Und jener Mann?«

»Raten Sie, wenn Sie können.«

»Ich glaube, dass Sie besser tun, ihn mir gleich zu nennen.«

»Ich glaube es auch. Machen Sie sich aber auf etwas Unglaubliches gefasst. Jener Mann ist niemand anderes als Don Sebastian Guerrero.«

»Der General Guerrero!«, rief der Graf aufspringend aus.

»Verstehen Sie mich recht, ich habe nicht gesagt der General Guerrero, sondern Don Sebastian Guerrero.«

»Genug der Torheiten, Don Cornelio. Reden wir sachlich, der Grund dafür ist es wert.«

»Ich bin ernst, Don Louis. Der General ist nur als Privatmann hier. Mit einem Wort, der Vater der Dona Angela befindet sich in unserem Lager und nicht der Gouverneur von Sonora.«

»Jetzt fange ich an zu begreifen«, sagte der Graf in dumpfem Ton, indem er heftig im Jacal auf und ab schritt. »Was ist zwischen Vater und Tochter vorgegangen? Fürchten Sie nicht, mir alles zu sagen, ich werde mich zu fassen wissen.«

»Es ist Gott sei Dank gar nichts vorgefallen, Don Louis.«

»Ach!«

»Ja, und zwar aus dem einfachen Grund, weil sich, auf meinem Rat, Dona Angela geweigert hat, in Ihrer Abwesenheit den Besuch ihres Vaters anzunehmen.«

»Sie hat den Mut gehabt, das zu tun?«, fragte der Graf, stehen bleibend, indem er den Spanier durchdringend ansah.

»Ja, auf meinem Rat.«

»Ich danke Euch, Don Cornelio. Der Pater Seraphin und der General ...«

»Erwarten Eure Rückkehr in einem Jacal, der zu ihrem besonderen Gebrauch gebaut worden ist. Scheinbar genießen sie ihre volle Freiheit, doch bewachen wir verstohlen den General so scharf, dass er nichts tun kann, was wir nicht wüssten.«

»Sie haben recht gehandelt, Freund, und viel Vorsicht und Scharfblick bei der Gelegenheit an den Tag gelegt.« Bei dieser unerwarteten Schmeichelei errötete Don Cornelio wie ein junges Mädchen und schlug bescheiden die Augen nieder.

»Was denkst du zu tun?«, fragte Valentin den Grafen.

»Dona Angela die volle Freiheit ihres Willens lassen. Gehen Sie, Don Cornelio, ihr meine Rückkehr zu melden und führen Sie zu gleicher Zeit ihren Vater und den Missionar

zu ihr. Gehen Sie, ich folge Ihnen.«

Der Spanier ging, um den erhaltenen Auftrag zu erfüllen.

»Wann denkst du aufzubrechen?«, fragte Valentin, als er allein mit dem Grafen war.

»Binnen zwei Tagen.«

»In welcher Richtung?«

»Nach la Magdalena.«

»Gut! Jetzt bitte ich dich um die Erlaubnis, mich in Begleitung Curumillas entfernen zu dürfen.«

»Wie, willst du mich verlassen«, sagte der Graf in bedauerndem Tone.

Der Jäger lächelte. »Du verstehst mich nicht, Bruder«, antwortete er. »Der Indianerhäuptling und ich sind hier so ziemlich überflüssig. Was können wir tun? Nichts, hingegen bin ich überzeugt, dass wir vortreffliche Kundschafter abgeben werden. Überlasse uns die Aufgabe, den Weg auszukundschaften, wir werden zu gleicher Zeit bemüht sein, die Vorurteile und Verleumdungen, die man über dich verbreitet hat und die überhaupt alles treffen, was französisch heißt, zu mildern oder zu vernichten.«

»Ich wagte nicht, dich um diesen Dienst zu bitten. Da du dich aber von selbst so bereitwillig dazu anbietest, werde ich nicht so töricht sein, es abzulehnen. Geh Bruder, handle nach deinem Ermessen, was du tust, ist wohlgetan.«

»So lebe denn wohl. Ich will sofort aufbrechen.«

»Ohne dich auszuruhen?«

»Ich bin, wie du weißt, niemals müde. Lebe wohl, wir sehen uns in la Magdalena wieder.«

Die beiden Freunde umarmten sich und verließen den Ja-

cal.

Auf der Schwelle der Tür gaben sie sich noch einmal die Hand, worauf sich Valentin nach rechts und der Graf nach links wandte.

Eine Truppe von zehn Mann war als Schutz vor dem Hauptquartier aufgestellt.

Eine Schildwache ging, mit dem Gewehr über der Schulter, vor der Tür der Missionskirche auf und ab, welche dem Grafen vorläufig als Wohnung diente.

Als Don Louis in die Nähe seiner Wohnung kam, bemerkte er Don Cornelio in Begleitung von zwei anderen Personen, von welchen die eine ein priesterliches Kleid trug. Sie schienen auf ihn zu warten.

Der Graf beschleunigte seine Schritte. Obwohl er dem Pater Seraphin noch nie gesehen hatte, erkannte er ihn jedoch aufgrund der von Valentin gegebenen Beschreibung.

Es war noch immer derselbe Mann mit dem engelhaften Blick, den feinen, scharf geschnittenen Zügen und dem Ausdruck der Sanftheit und Klugheit. In Amerika ist aber das Amt eines Apostels sehr beschwerlich und bei Missionaren, welche dieses Namens würdig sind, zählt ein Jahr für drei. Obwohl Pater Seraphin kaum dreißig Jahre alt war, zeigte sowohl sein Körper als auch sein Gesicht bereits die Spuren jenes frühzeitigen Alters, welches denjenigen zuteilwird, die sich ohne Rückhalt für das Wohl der Menschheit aufopfern. Schon fing sein Rücken an sich zu krümmen, sein Haar zeigte an den Schläfen schon Silberfäden und zwei tiefe Furchen durchzogen seine Stirn.

Sein feuriger Blick schien aber diese Zeichen von Schwä-

che Lügen strafen zu wollen und anzudeuten, dass, wenn auch der Körper im Kampf aufgerieben wurde, der Geist doch noch ebenso kräftig und jung geblieben sei.

Die drei Männer begrüßten sich höflich. Nachdem der Graf und der Missionar sich forschend betrachtet hatten, reichten sie sich lächelnd die Hand. Sie hatten sich verstanden.

»Mein Herr«, sagte der Graf zum General gewendet, »seien Sie mir willkommen, obwohl ich überrascht bin, zu sehen, dass Sie zu denjenigen, welche Sie mit dem Namen Räuber zu bezeichnen belieben, Vertrauen genug hegen, um sich der Ehrenhaftigkeit derselben so unbedingt anzuvertrauen.«

»Mein Herr«, antwortete der General, »die Menschenrechte sind bei allen geachtet und geehrt.«

»Außer von denjenigen, welche man in die Acht erklärt und mithin außerhalb des Menschenrechtes gestellt hat.«

Der Missionar trat dazwischen. »Meine Herren«, sagte er in einem gewinnenden Ton, der ihm eigen war, »es kann gegenwärtig zwischen Euch von keiner Feindschaft die Rede sein. Es handelt sich hier nur darum, dass ein Vater einen Ehrenmann um die Rückgabe seiner Tochter bittet, wozu sich Letzterer ohne Zweifel sofort bereit erklären wird.«

»Es soll mich Gott davor bewahren, mein Vater, dass ich mir zuschulden kommen lasse, die Tochter jenes Mannes mit Gewalt hier festzuhalten, auch wenn er mir noch tausend Mal feindlicher gesinnt wäre, als es bereits der Fall ist.«



»Ich habe mich, wie Sie sehen, General, in Hinsicht auf den Charakter des Herrn Grafen keineswegs getäuscht.«

»Dona Angela ist allein und aus eigenem Antrieb in mein Lager gekommen. Sie wird hier mit der größten Achtung und Rücksicht behandelt, welche sie erwarten kann. Dona Angela ist frei nach Gutdünken zu handeln und ich maße mir keinerlei Einfluss über ihrem Willen an. Da ich sie ihrem Vater nicht entführt und auf keine Weise versucht habe, sie herzulocken, kann ich sie auch, wie der Herr zu erwarten scheint, nicht wieder ausliefern. Will sich Dona Angela wieder zu den Ihrigen begeben, so wird sie niemand daran hindern. Zieht sie es aber hingegen vor, sich unter meinen und meiner tapferen Kameraden Schutz zu stellen, so wird keine menschliche Gewalt imstande sein, sie mir zu entreißen.«

Er sprach die Worte in einem entschlossenen Ton, der seine Wirkung auf die Zuhörer nicht zu verfehlen schien.

»Was wir übrigens unter uns verhandeln, meine Herren, hat so lange keine Gültigkeit, bis sich Dona Angela selbst für das Eine oder Andere wird entschieden haben. Ich werde die Ehre haben, Sie zu ihr zu führen, teilen Sie ihr Ihr Verlangen mit und hören wir, was sie beschließt. Ich erlaube mir nur noch zu bemerken, dass sowohl Sie als auch ich gehalten sind, uns ihrem Ausspruch, welcher er auch sei, zu fügen.«

»Es sei drum, mein Herr«, versetzte der General trocken, »vielleicht ist es das Beste.«

»So folgen Sie mir«, fuhr der Graf fort.

Er ging zu der Hütte voran, welche dem besonderen Ge-

brauch des jungen Mädchens diene.

Dona Angela saß auf einer Butaca, Violanta ruhte zu ihren Füßen und beide waren mit Handarbeit beschäftigt. Als sie ihren Vater mit seinen Begleitern eintreten sah, bedeckten sich ihre Wangen mit einer tiefen Röte, welche bald einer Totenblässe wich. Es gelang ihr indessen, ihre Erregung zu bezwingen, sie stand auf, grüßte die Ankommenden schweigend und setzte sich wieder hin.

Der General betrachtete sie eine Zeit lang mit einer Mischung von Zorn und Zärtlichkeit. Dann wandte er sich schnell an den Missionar und sagte in abgerissenem Ton: »Reden Sie mit ihr, mein Vater, denn ich fühle, dass mir die Kraft dazu fehlt.«

Das junge Mädchen lächelte trübe. »Lieber Vater«, sagte sie zu dem Missionar, »ich danke Ihnen für den überflüssigen Schritt, welchen Sie versuchen. Mein Entschluss ist gefasst, und zwar so unabänderlich, dass er durch nichts erschüttert werden kann. Ich werde nie zu den Meinen zurückkehren.«

»Unglückliches Kind!«, rief der General schmerzlich aus, »welcher Grund hat dich getrieben, mich zu verlassen?«

»Ich erkenne Deine Güte und Zärtlichkeit für mich an, mein Vater«, antwortete sie in schwermütigem Ton. »Vielleicht ist eben deine unbegrenzte Zärtlichkeit und die unumschränkte Freiheit, die du mir stets gelassen hast, Schuld daran. Ich mache dir keine Vorwürfe, denn mein Schicksal reißt mich hin und ich werde die Folgen meines Fehltrittes auf mich nehmen.«

Der General runzelte die Brauen und stampfte zornig mit

dem Fuß auf. »Angela, meine geliebte Tochter«, fuhr er bitter fort, »bedenke, dass du deinen Ruf durch das Aufsehen, welches deine Flucht macht, auf ewig vernichtest.«

Ein verächtliches Lächeln schwebte um die bleichen Lippen des jungen Mädchens. »Was kümmert es mich«, sagte sie, »die Welt, in der du lebst, ist nicht mehr die meine. Der Schauplatz meiner Freuden und Leiden wird fortan hier sein.«

»Aber ich, dein Vater! Hast du mich vergessen und bin ich dir nichts mehr wert?«

Das junge Mädchen zauderte. Sie verstummte und schlug die Augen nieder.

»Fräulein«, sagte der Missionar sanft, »Gott flucht den Kindern, die ihren Vater verlassen. Kehren Sie zu dem Ihrigen zurück, noch ist es Zeit. Er breitete die Arme nach Ihnen aus und ruft Sie zu sich. Kehren Sie um, mein Kind, das Herz eines Vaters ist ein unerschöpflicher Quell der Nachsicht. Der Ihrige wird Ihnen verzeihen, ja hat es bereits vielleicht getan.«

Dona Angela schüttelte ohne zu antworten verneinend den Kopf.

Der General und der Missionar sahen sich enttäuscht an.

Don Louis hielt sich etwas zurück, er stand mit gesenktem Kopf, die Arme über der Brust gekreuzt, gedankenvoll da.

»Ach!«, murmelte der General mit mühsam bekämpftem Zorn, »auf unserem Geschlecht ruht ein Fluch!«

In dem Augenblick richtete sich Louis auf und trat einige Schritte vor.

»Dona Angela«, sagte er in tief bewegtem Ton, »sind Sie wirklich aus eigenem und freiem Antrieb hierhergekommen?«

»Ja«, antwortete sie fest.

»Sind Sie wirklich entschlossen, weder den Befehlen noch den Bitten Ihres Vaters Gehör zu schenken?«

»Ja«, antwortete sie wieder.

»Sie entsagen also unbedingt und auf immer der Stellung und dem Vermögen, das Sie in der Welt besitzen?«

»Ja.«

»Entsagen Sie gleichfalls dem Schutz Ihres Vaters, Ihres natürlichen Vormundes, der nach göttlichem und menschlichem Recht begründete Ansprüche an Sie hat, entsagen Sie auch seiner Liebe?«

»Ja«, flüsterte sie leise.

»Es ist gut, jetzt ist die Reihe an mir.« Er verneigte sich hierauf vor dem General und fuhr fort: »Mein Herr, welche bittere Feindschaft uns auch entzweien mag, muss, was auch geschehen möge, der Ruf Ihrer Tochter rein und ohne Makel bleiben.«

»Wenn das der Fall sein sollte«, antwortete der General bitter, »müsste sich jemand bereit erklären, sie zu heiraten.«

»Ja. Wohlan, ich der Graf de Prèbois-Crancé habe die Ehre, Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten.«

Der General prallte überrascht zurück. »Ist es Ihr Ernst, dass Sie mich darum bitten?«, fragte er.

»Ja.«

»Bedenken Sie, dass, indem ich Ihnen danke, Sie sich dazu bereit erklärt haben, daraus nur ein neuer Grund zur

Feindseligkeit gegen Sie entspringt.«

»Es sei.«

»Bedenken Sie, dass jene Heirat meine Absichten in Bezug auf Sie in keiner Weise ändern wird.«

»Das ist mir gleich.«

»Trotzdem bestehen Sie darauf, ihr Ihren Namen zu geben?«

»Ja.«

»Gut, in vier Tagen sollen Sie meine Antwort haben.«

»Dann bitte ich Sie, diese nach la Magdalena zu schicken.«

»Nach la Magdalena also.« Der General wandte sich hierauf zu seiner Tochter. »Ich verfluche dich nicht«, sagte er, »denn selbst Gott kann den väterlichen Fluch nicht von dem Haupt des Kindes nehmen. Lebe wohl, sei glücklich.«

Er entfernte sich hastig, begleitet von dem Missionar.

»Mein Vater«, sagte der Graf, »ich rechne in la Magdalena auf Ihre Gegenwart.«

»Ich werde mich einfinden, mein Herr«, antwortete Pater Seraphin im schwermütigen Ton, »denn ich sehe voraus, dass es Tränen zu trocknen geben wird.«

»Auf Wiedersehen, mein Herr«, sagte der General.

»Auf Wiedersehen«, antwortete der Graf mit einer Verbeugung.

Der General und der Missionar stiegen auf ihre Pferde und entfernten sich, begleitet von einer starken Abteilung Abenteuer, die beauftragt waren, sie sicher durch die Vorposten und Wachen der französischen Compagnie zu geleiten.

Der Graf blickte ihnen lange sinnend nach und kehrte dann langsam in seine Wohnung zurück.

**Ende des ersten Bandes**